

Schwerkranke Menschen auf ihrem letzten Wegstück umsorgen: Blick in die stille Welt einer Palliativstation

DOSSIER > SEITEN 5-8



BILD: ANNETTE BOUTELLIER

reformiert.

Aargau

EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ

NR. 6 | JUNI 2013
WWW.REFORMIERT.INFO

INFOS AUS IHRER KIRCHGEMEINDE > SEITE 13

Die Debatte geht weiter – hinter den Kulissen

BESCHNEIDUNG/ Vor einem knappen Jahr diskutierte die Schweiz über die jüdische und muslimische Knabenbeschneidung. Heute ist die öffentliche Debatte verstummt. Kritische Stimmen gibt es aber immer noch.



Messer für die jüdische Knabenbeschneidung am achten Lebenstag ILLUSTRATION: ALINA GÜNTER

Begonnen hatte die Debatte auf einem juristischen Nebenschauplatz: Ein Kölner Landgericht stufte im Mai 2012 die rituelle Beschneidung eines muslimischen Jungen als Körperverletzung ein. Sofort postulierte muslimische und jüdische Verbände, unterstützt von den Kirchen: Die verfassungsmässige Religionsfreiheit gibt den Religionsgemeinschaften das Recht, Beschneidungen durchzuführen. Und im Nachsatz begründeten sie: Medizinisch gesehen, sei die Beschneidung nur ein geringfügiger Eingriff.

UNVERSEHRT. Im Juli 2012 flammte die Debatte mit ähnlichen Fronten auch in der Schweiz auf. Das Kinderspital Zürich führte ein Moratorium für medizinisch nicht notwendige Beschneidungen ein, obwohl die Praxis in der Schweiz legal ist. Nach einem knappen Monat wurde das Moratorium wieder aufgehoben; seither ist die Beschneidung hierzulande in der Politik und der Öffentlichkeit kein Thema mehr. In Deutschland hingegen wurde im Dezember 2012 ein Gesetz eingeführt, das die rituelle Beschneidung weiterhin erlaubt, wenn sie nach den Regeln ärztlicher Kunst erfolgt.

Die Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle bedauert das abrupte Ende der Schweizer Debatte. Denn ganz im Gegensatz zu muslimischen Verbänden – wie der Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich (Vioz) – und des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebunds ist für sie das Kappen des kleinen Hautlappens am Babypenis eine schwerwiegende Verletzung der physischen und psychischen Unversehrtheit des Kindes. Die Leiterin des Instituts «Dialog Ethik» plädiert dafür, bei der Abwägung zwischen Religionsfreiheit und der menschenrechtlich verbrieften Schutzwürdigkeit der Einzelperson Letzterem den Vorzug zu geben.

UNBESCHNITTEN. Baumann-Hölzle möchte die Beschneidungsfrage in einem erweiterten Kontext diskutieren. Die Kardinalfrage laute: «Wie weit geht die elterliche Kompetenz bei solchen Operationen?» Bei chirurgischen Eingriffen wegen abstehenden Ohren zum Beispiel gelte es abzuwägen, wie stark das Kind selbst darunter leide. Auch in der Beschneidungsfrage will sie von der Kinderoptik her entscheiden. Ein unbeschchnittener Junge, der in einem streng religiösen Kontext aufwächst, laufe als Unbeschchnittener Gefahr, gehänselt zu werden. Sie warnt davor, die Diskussionen mit einem Beschneidungsverbot zu beenden. Vielmehr plädiert sie für

einen interreligiösen Dialog mit dem Judentum um Reformen. Auch das gesetzestreue Judentum sei wandelbar und habe kulturelle Praktiken wie das Tieropfer überwunden, argumentiert sie. Das Ritual der Beschneidung lasse sich verändern, beispielsweise in einen symbolischen Akt.

URTEILSFÄHIG. Auch die Stiftung Kinderschutz Schweiz (SKS) hofft auf einen Wandel des Rituals. «Wir haben uns letzten Sommer mit einer Stellungnahme zurückgehalten, um nicht Beifall von antisemitischer oder islamophober Seite zu provozieren», sagt Flavia Frei von der SKS. Aber die Stiftung würde es begrüßen, wenn jüdische und muslimische Jugendliche erst im Alter von vierzehn oder besser sechzehn Jahren beschnitten würden. Dann wäre es diesen möglich, einen «informierten Entscheid» zu treffen.

Diese Forderungen hat das Kinderspital Zürich zum Teil bereits umgesetzt. Seit der Aufhebung des Moratoriums etablierte sich im Spital eine neue Praxis. Wollen Eltern ihr Kind ohne medizinische Notwendigkeit beschnitten lassen, wird mit ihnen ein ausführliches Gespräch über die Vor- und Nachteile des Eingriffs geführt. Das Spital empfiehlt, die Beschneidung erst durchzuführen, wenn der Knabe ab dreizehn Jahren mitentscheiden kann – ab diesem Alter wird ihm aus medizinrechtlicher Sicht eine gewisse Urteilsfähigkeit zugebilligt. «Diese Gespräche haben sich bewährt», sagt Spitalsprecherin Manuela Eggenberger. Heute führt das Kinderspital jährlich drei bis vier medizinisch nicht notwendige Beschneidungen durch. «Tendenziell bemerken wir einen Rückgang, auch wenn wir die Zahlen dieser Beschneidungen nicht statistisch erfassen», so Eggenberger.

Selbst die Vioz räumt ein, dass die rituelle Beschneidung juristisch gesehen eine Körperverletzung darstellt. Vioz-Sprecher Muhammad Hanel nimmt die Beschneidungsdebatte dennoch als einen «grossen Kulturkampf» gegen die islamischen Gemeinschaften in Europa wahr, wie er in einem Interview sagte.

Raffael Guggenheim, Kinderarzt und Mitglied der moderat orthodoxen israelitischen Kultusgemeinde in Zürich, wurde in letzter Zeit kaum mehr auf die Beschneidung angesprochen. Auch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft habe

keine Grundsatzdiskussion stattgefunden, sagt er. «Mir ist keine einzige traditionelle jüdische Organisation bekannt, die sich im Grundsatz kritisch zur rituellen Beschneidung äussert. Diese ist und bleibt Zeichen des Bundes mit Gott.»

Der Arzt, der am Zürcher Stadtspital Triemli und in eigener Praxis tätig ist, weiss ebenfalls, dass die Beschneidung juristisch gesehen eine Körperverletzung ist. Doch die jüdische Gemeinschaft bewerte diese Tatsache anders als Beschneidungskritiker, erklärt er. «Die Beschneidung ist ein Eingriff am männlichen Körper – an jenem Organ, das der Fortpflanzung dient. Diese und das sexuelle Erleben sollen keine reine Lustsache sein, sondern die tiefere Verbindung des Menschen mit dem Seelischen ermöglichen.» Das männliche Lustempfinden werde dadurch aber nicht signifikant gestört. Auch Komplikationen seien nach dem acht Sekunden dauernden Eingriff selten.

UNTERSTÜTZT. Die Reformierten unterstützen die Religionsgemeinschaften und setzen sich für deren Recht ein, ihre Religion frei auszuüben – inklusive Beschneidung. Darum ist für Christina Tuor, Theologin beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK), klar: «Es kann nicht sein, dass Juden und Muslimen von aussen Reformen vorgeschrieben werden.» Die Religionsgemeinschaften seien selbst fähig, ihre Rituale im Rahmen des geltenden Rechts verantwortungsvoll zu gestalten. Sie wünscht sich, dass in der Beschneidungsdiskussion die Stimme der Religionsgemeinschaften, die zu oft unter den Tisch geraten sei, mehr Gewicht erhält.

DELFBUCHER, SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER

Ein altes religiöses Ritual

Die Knabenbeschneidung ist ein Jahrtausende altes Ritual von Juden und Muslimen. Dabei wird die Vorhaut am Penis teilweise oder ganz beschnitten; bei jüdischen Knaben in der Regel am achten Lebenstag, bei muslimischen im späteren Kindesalter. Jüdische Familien in der Schweiz lassen ihre Knaben meist von einem Mohel, einem ausgebildeten Beschneider, im Rahmen eines Rituals in der Synagoge beschneiden. Muslimische Familien gehen dafür meist ins Spital. Das jüdische Ritual der Beschneidung («Brit Mila») wurde laut der hebräischen Bibel vom

Stammvater Abraham eingeführt. Sie gilt als Zeichen des Bundes des israelitischen Volkes mit Gott. Beschneidungen wurden den Juden in der Geschichte – vom römischen Kaiser Hadrian bis zu Stalin und Hitler – immer wieder verboten. Die moderne Diskussion legt ihr Gewicht stark auf den Kinderschutzgedanken. SAS



BILD: FABIAN BIASIO

PORTRÄT

Tanzen baut Grenzen ab

STREETDANCE. Der eine ist Kosovare, der andere Serbe. Doch in erster Linie fühlen sich Vlado Stanculovic und Petrit Tanushi als Schweizer; ethnische Hürden überwinden die beiden im gemeinsamen Tanz. > SEITE 12

JUBILÄUM

Fünf Jahre

reformiert. Wir suchen das Evangelium an überraschenden Orten. Wir fragen und hinterfragen, wir zeigen Kirche auf der Gasse und in der Welt. «reformiert» ist nun seit fünf Jahren unterwegs. Kritik, Wünsche, Anregungen und «Blumen» bitte an > www.reformiert.info



BILD: ANNETTE BOUTELLIER

REPORTAGE

Die Kraft von Taizé

GOTTESSUCHE. Die Gemeinschaft von Taizé zieht jährlich Zehntausende Jugendliche an. Auch der neunzehnjährige Kaj Wiklund aus Gränichen gibt sich gerne der Kraft des Ortes hin – um aufzutanken. > SEITE 4

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Besinnungstag, Ausflüge, Sonntagskonzert und Lager: «reformiert.» informiert Sie im zweiten Bund über die Aktivitäten in Ihrer Kirchgemeinde. > AB SEITE 13

AUF EIN WORT,
HERR PFARRERELF LAUNIGE FRAGEN AN
Thorsten Bunz, 42,
Kirchgemeinde Bözberg-
Mönthal

«Jede Generation muss sich neu mit der Bibel befassen»

1 Tragen Sie im Gottesdienst einen Talar? Bei Gottesdiensten mit Sakramenten und bei besonderen Feiern wie Konfirmation, Trauung und Abdankung. Der Talar symbolisiert das Besondere des Anlasses und macht mich für alle erkennbar.

2 Welches Buch nehmen Sie mit auf eine einsame Insel – ausser der Bibel? Einen Reiseführer. Doch Bücher höre ich lieber – im Zug oder beim Streichen der Gartenmöbel. Am liebsten einen spannenden Krimi.

3 Schon mal eine Predigt abgekupfert? Ich lasse mich von Predigten meiner Kollegen und von Texten aus dem Internet inspirieren und übernehme gern einzelne Gedanken. Doch ich habe selten eine Predigt gefunden, die ich so hätte halten wollen. Predigten sind zu sehr ein momentanes Geschehen, bei dem ich und die Gemeinde Einfluss nehmen.

4 Wen hätten Sie schon lange mal bepredigen wollen? Niemanden.

5 Wann ist letztmals jemand aus Ihrem Gottesdienst davongelaufen? Vor zehn Jahren habe ich mal mit einer Osternacht-Tradition gebrochen und als Einstieg Negativschlagzeilen vorgelesen. Ein Kirchenpfleger ging raus. Das führte aber zu guten Gesprächen darüber, was wir liturgisch und inhaltlich wollten.

6 Wie stellen Sie sich Gott vor? Nicht konkret. Doch ich komme nicht umhin, ihn wie eine Person zu erahnen. Mir ist Gott wichtig, weil ich glaube, dass er mein Leben ermöglicht und begleitet.

7 Welches ist Ihre Lieblingsbibelstelle? Ich habe keine. Mir gefiel nach persönlicher Auseinandersetzung mein von der Pfarrerin ausgewählter Konf-Spruch, Jesaja 26, 13: «Herr, unser Gott, es herrschen wohl andere Herren über uns als du, aber wir gedenken doch allein deiner und deines Namens.»

8 Welche Texte möchten Sie gerne aus der Bibel streichen? Keine! Ich glaube, jede Generation muss sich neu damit befassen, was die biblischen Texte ihr zu sagen haben, und so Gottes Wort immer wieder neu spüren.

9 Was wären Sie geworden, wenn nicht Pfarrer? Ich wollte seit meiner Konfirmation Pfarrer werden, und seit der Matur Seelsorger im Gefängnis. Heute bin ich beides.

10 Haben Sie Ihren Beruf schon verleugnet? Ich kenne das Gefühl, wenn Menschen erstmals so «Aha...»-mässig reagieren. Doch dadurch, dass ich auch Gefängnispfarrer bin, ergeben sich oft spannende Gespräche.

11 Wie erholen Sie sich vom Pfarramt? Mit einer Familie mit drei Kindern ist es manchmal eher das Pfarramt, das Ruhe bietet. Da ich die Stelle mit meiner Frau teile, tragen wir uns gemeinsam durch Stresszeiten und haben beide Zeit für Unternehmungen mit der Familie und Freunden. Das ist eine luxuriöse Situation.

«In meiner Kunst schöpfe ich aus dem Chaos»

KULTUR/ In Königsfelden wird unter dem Titel «Babel. torre viva» der Mythos von Babel neu inszeniert. Mittelpunkt der Tanzaufführungen ist der Turm der Badener Künstlerin Ruth Maria Obrist.



Der vierzehn Meter hohe Turm zu Babel im Chor der Königsfelder Kirche

Ruth Maria Obrist, bauten Sie schon als Kind gerne Türme? Mit Bauklötzen und Legos habe ich oft gespielt, aber an Turmbauten kann ich mich nicht speziell erinnern.

Nun haben Sie für das Tanztheater «Babel. torre viva», das zurzeit in der Klosterkirche Königsfelden läuft, aus 11, 8 Tonnen Holz einen vierzehn Meter hohen, kupferfarbenen Turm gebaut. Was hat Sie bei dieser Arbeit inspiriert?

Ich mag die Vertikale. Sie lenkt den Blick des Menschen zum Himmel und nimmt die Frage auf nach dem, was sein wird, die Sehnsucht, dem Unfassbaren, Unendlichen näherzukommen. In diesem Sehnen bewegt sich der Mensch vom festen Boden weg. Der Mythos von Babel erzählt vom endlosen Streben des Menschen, der «immer mehr, immer schneller, immer höher hinaus» will. Irgendwann kommt immer die Grenze, wo man weiss: «Jetzt ist es aber genug.» Dieser Abbruch fasziniert mich. Trotz dieser Begrenztheit hat mein Turm aber auch etwas Unfertiges. So, als könnte man jederzeit eine Latte nehmen und weiterbauen.

Der Mythos von Babel beginnt mit einer geordneten Welt des friedlichen Zusammenlebens. Dann entwickeln die Menschen das Bedürfnis, Gott gleichzukommen, das im Bau des Turms gipfelt. Die Strafe Gottes ist ein heilloses Durcheinander, ein Sprachen-

gewirr und die Zerstreuung der Menschen über die ganze Erde. Was verbindet Sie persönlich mit dieser biblischen Geschichte?

In meiner Kunst schöpfe ich aus dem Chaos in meinem Kopf. Ich versuche, es zu ordnen, etwas davon zu verstehen, ihm einen Ausdruck zu verleihen. Dabei schäle ich, Schritt für Schritt, so etwas wie die Essenz oder den Kern eines Themas oder einer Fragestellung heraus. Durch diese Reduktion entsteht am Ende eine Klarheit, eine Schlichtheit. Sie zeichnet meine Kunstwerke aus. Und dann ist es wie in der Mathematik: Kaum wird etwas fassbar und logisch, hinterfrage ich es wieder. Und generiere damit das nächste Chaos.



RUTH MARIA OBRIST, 58

zählt zu den bekanntesten Aargauer Künstlerinnen der Gegenwart. In den letzten Jahren hat sie mehrere Werke für sakrale Räume und Friedhöfe gestaltet, darunter die Kreuzstele in Kirchberg und das Mosaik für den Raum der Stille im Haus der Reformierten Landeskirche Aargau.

www.ruthmaria-obrist.ch

Diesen Grundrhythmus des Lebens setzen Sie in Königsfelden ja konkret um. Ihr Turm steht nicht bloss im Raum, sondern wird von den Tänzerinnen und Tänzern betanzt. Dass meine Kunst gebraucht und belebt wird, war in dieser Intensität eine komplett neue Erfahrung. Arbeite ich für mich, wie ich das sonst meist tue, verfolge ich ausschliesslich meine Ideen und treffe alle Entscheidungen alleine. Was das Projekt in Königsfelden angeht, kamen durch die Zusammenarbeit ganz andere Dimensionen hinzu: viel Kommunikation, Anpassungen, Kompromisse. Ich haben diesen Gemeinschaftsaspekt aber als gewinnbringend und befruchtend erlebt. Und er passt für mich zum Arbeiten in einer Kirche, die ja den grossen und tiefen Momenten eines Le-

«Ich versuche, das heillose Durcheinander zu ordnen. Wird es dann klar und logisch, hinterfrage ich es wieder. Und generiere damit das nächste Chaos.»

bens Raum gibt, sei es bei Gottesdiensten, Hochzeiten oder Beerdigungen. Da kommen die Kernthemen des Menschen zusammen.

Was bleibt bei Ihnen hängen, gewissermassen als Essenz des Stücks?

Dass wir den Mythos von Babel lebten! Eindrücklich war das Durcheinander von Einzelteilen zu Beginn. Da klimperte in der Kirche ein Musiker auf der Gitarre, eine Tänzerin machte Dehnübungen, die Assistenz schrieb Regieanweisungen ins Notizheft, und ich schleppte Holzlatten durch den Raum. Da bei diesem Ensemble Menschen aus neun unterschiedlichen Nationen zusammenkommen, musste die künstlerische Leiterin, Brigitta Luisa Merki, die Anweisungen jeweils in verschiedenen Sprachen geben. Kam dazu, dass sich Künstlerinnen und Künstler total verschiedener Sparten verständigen mussten: Musik, Tanz, Bildende Kunst, all dies kam zusammen. Da ist Toleranz gefordert. Man kann nicht einfach sein Ding durchziehen.

Das klingt anspruchsvoll ...

... und schön zugleich! Für mich war entscheidend zu merken, dass ich mit anderen Künstlern zusammenarbeiten und Kompromisse eingehen kann, ohne dabei meine eigene künstlerische Sprache zu verlieren. Und dass sich in diesem multikulturellen und spartenübergreifenden Durcheinander am Ende tatsächlich so etwas wie eine neue Ordnung, eine neue Art von Verständigung zeigte.

Hat, so gesehen, die moderne Interpretation der Geschichte vom Turm zu Babel Modellcharakter für unsere Welt?

Wenn ich mir den Prozess in der Klosterkirche vergegenwärtige, habe ich das Gefühl, dass ein fruchtbares Zusammenleben verschiedener Menschen und Kulturen tatsächlich möglich ist. Sehe ich mir die Kriege auf der Welt an, weiss ich zugleich, dass es nicht möglich ist. Warum denn eigentlich nicht? Das frage ich mich oft. Und bleibe mir die Antwort schuldig. Aber schön wäre es, so zusammenzuleben, nicht wahr? **INTERVIEW: ANNEGRET RUOFF**

Der Mythos von Babel

Der «Turmbau zu Babel» (Genesis 11, 1–19) gehört zusammen mit der babylonischen Sprachverwirrung zu den bekanntesten biblischen Erzählungen des Alten Testaments. Darin symbolisiert das Turmbau-Vorhaben den Versuch der Menschen, Gott gleichzukommen. Wegen dieser Selbsterhebung strafft Gott die Völker, die zuvor eine gemeinsame Sprache hatten, mit Sprachverwirrung und zerstreut sie über die ganze Erde.

INSZENIERUNG. Im Tanz- und Kunstprojekt «Babel. torre viva» interpretiert ein internationales Tanz- und Musikensemble unter der Leitung von Brigitta Luisa Merki den Mythos neu und stellt das babylonische Durcheinander an den Anfang einer vielfältigen Sprach- und Kulturentwicklung. **ARU**

BABEL. TORRE VIVA. Aufführungen bis zum 16. Juni, jeweils Mi–So, 21 Uhr, Klosterkirche Königsfelden. Tickets unter Tel. 056 200 84 84 oder www.tanzundkunst.koenigsfelden.ch

BABEL. THERE'S A HEAVEN ABOVE YOU! Ausstellung im Kunstmuseum Olten, bis zum 18. August. www.kunstmuseumolten.ch



Trauer in Bagdad – am Begräbnis eines ermordeten Priesters

«Für Christen wird das Leben zur Hölle»

NAHER OSTEN/ Der Journalist Martin Durm hat über den arabischen Frühling berichtet – er macht sich Sorgen über den drohenden Exodus der Christen aus dem Irak und aus Syrien.

Martin Durm, vor Kurzem sind Sie im syrischen Aleppo unter Beschuss geraten – zusammen mit Ihrem Kollegen Jörg Armbruster, der dabei schwer verletzt wurde. Meiden Sie künftig den Nahen Osten?

Es braucht seine Zeit, bis man ein solches Erlebnis verarbeitet hat. Aber ich werde wieder hingehen: Ich habe die Revolutionen in Ägypten, Libyen und im Jemen miterlebt und mich von der Euphorie der ersten Monate mitreißen lassen. Wenn jetzt die Islamisten die Aktivisten von damals an den Rand drängen, will ich nicht wegblicken.

Ist der arabische Frühling zu Ende?

Er entwickelt sich in eine Richtung, mit der ich, offen gestanden, nicht gerechnet habe. Es bewahrheitet sich, dass in Revolutionen jene Kräfte die Überhand gewinnen, die am besten organisiert

sind. In der Französischen Revolution waren dies seinerzeit die Jakobiner, in der Russischen die Bolschewiken. Und in der Arabischen sind es leider nicht die jungen Aktivisten mit ihrem guten Willen, sondern die Moslembrüder und Salafisten in Ägypten – und die Dschihadisten in Syrien.

Zu den Verlierern des Arabischen Frühlings zählen Sie auch die Christen. Herr Durm, Sie waren eben im syrischen Aleppo: Wie geht es den christlichen Gemeinschaften dort?

Aleppo ist eine geteilte Stadt: Der Westen wird vom Regime Assad gehalten, der Osten von Rebellen kontrolliert. Die Christinnen und Christen verlassen den Osten der Stadt, weil unter den Rebellen die Islamisten dramatisch an Einfluss gewinnen – ideologisch wie auch militärisch.

Heisst das: Die Christen stehen zu Assad?

Sie sagen einfach, unter der säkularen Diktatur hätten sie den Glauben frei ausüben können – bis hin zu Prozessionen in Damaskus. Nun fürchten sie sich vor einem Szenario à la Irak, wo innert zehn Jahren tausend Christen getötet, über eine Million in die Flucht getrieben und siebenzig Kirchen niedergebrannt wurden.

Sie sprechen von Christenverfolgung. Andere Journalisten vermeiden diesen Begriff.

Was ist es denn sonst? Für die Christen ist das Leben im Irak die Hölle, für jene in Syrien zeichnet sich diese ab. Es ist empörend, dass sogar Amnesty International, das sonst bei jeder verfolgten Minderheit Alarm schlägt, sich um den Begriff drückt.

Wie erklären Sie sich das?

Das Christentum hat bei uns im Westen keinen guten Ruf mehr: Am Stammtisch und darüber hinaus wird es rasch mit Hexenverbrennung oder gewaltsamer Missionierung Südamerikas in Verbindung gebracht. In einem solchen Umfeld haben die an Leib und Leben bedrohten Christen des Orients schlechte Karten.

Auch Muslime werden dort zu Opfern.

Das stimmt. Doch Syrien und Irak werden nach Ende der Bürgerkriege weiterhin muslimisch sein. Die christliche Minderheit hingegen, die hier lange vor der Islamisierung schon ansässig war, wird dann praktisch nicht mehr existieren.

Haben die Islamisten die Christen im Visier?

Ja, wenn auch nur als Sekundärgegner. Hauptfeind der sunnitischen Islamisten sind die Schiiten, darunter die Alawiten Syriens. Die Bürgerkriege in Syrien und im Irak werden überlagert vom grossen inner-islamischen Konflikt zwischen dem sunnitischen Saudi-Arabien und dem schiitischen Iran.

Sind da die Christen bloss Manövriermasse?

Sie sind zumindest leichte Opfer, weil sie weder im Irak noch in Syrien über Milizen verfügen – und nicht in Stammesverbänden organisiert sind. Wenn Sunniten gegen Schiiten vorgehen, kriegen sie es sofort mit dem schiitischen Stamm zu tun. Anders bei den Christen: Die kann man sozusagen gefahrlos angreifen.

Bleibt den Christen nur die Flucht?

In Syrien sitzen viele Christen auf gepackten Koffern. Hunderttausende irakischer Christen sind nach Europa, Amerika und Australien emigriert. Im Nordirak finden sie Unterschlupf bei den Kurden. Nicht gratis: Die Kurden schützen die Christen, weil sie mit deren Stimme rechnen, sollte dereinst über die Zugehörigkeit der erdölreichen Gebiete um Kirkuk und Mosul abgestimmt werden.

Und die Kirchenführer Europas: Tun sie genug für die Christen in Syrien und im Irak?

Sie tun, was sie können. Nicht so Europas Politiker. Diese munitionieren Saudi-

«Es ist empörend, dass sich sogar Amnesty International, das sonst sofort Alarm schlägt, um das Wort Christenverfolgung drückt.»

•••••

Arabien, welches die Islamisten massiv unterstützt, die ihrerseits die Christen aus dem Irak und aus Syrien vertreiben wollen. Das ist eine zynische und skandalöse Politik. **INTERVIEW: SAMUEL GEISER**



MARTIN DURM, 54 ist Redaktor beim Südwestrundfunk SWR2 in Baden-Baden. Von 1996 bis 2001 war er ARD-Korrespondent in Kairo. Ab 2011 berichtete er laufend über den arabischen Frühling in Ägypten, Libyen, Jemen und Syrien. 2012 erhielt er den Deutschen Radiopreis in der Kategorie «Beste Reportage» für seine Sendung «Muammar al Gaddafi: Aufstieg und Fall eines Despoten». **SEL**

«Die demokratischen Kräfte brauchen jetzt jede Hilfe»

WIDERSTAND/ Ein syrischer Menschenrechtler und eine syrisch-ungarische Künstlerin waren in der Schweiz unterwegs, um von den friedlichen und demokratischen Initiativen im Bürgerkriegsland zu erzählen. Über diese werde kaum mehr berichtet.



Shadi Alshhadeh (28) und Róza El-Hassan (47) in Zürich

Am Anfang des Bürgerkriegs in Syrien stand ein Traum: mit friedlichem Protest das Assad-Regime zu stürzen. Es waren vorab junge Leute, die für die Demokratie auf die Strasse gingen. Unter ihnen auch Shadi Alshhadeh. Im Oktober 2011 musste der Jurist nach Kairo fliehen.

STIMMEN. Seither engagiert sich der 28-Jährige für seine Landsleute in Ägypten und unterstützt die syrische Demokratiebewegung mit Blogs und anderen Projekten. Auf «Syrianvoices» etwa sammelt er Zeugnisse von Kriegsbedrohten. Wie viele syrische Flüchtlinge in Ägypten leben, ist schwer zu beziffern. Letzten Herbst ging das UNO-Hochkommissariat für Flüchtlinge von 150 000 Personen aus. Alshhadeh sagt, es seien

jetzt sehr viel mehr. Die meisten versuchen, sich im Moloch Kairo durchzuschlagen, mit gegenseitiger Solidarität und Schwarzarbeit. Viele sind jung, mussten ihre Ausbildung abbrechen und haben psychische Probleme.

Das Projekt «Zaytoon», das Shadi Alshhadeh und Róza El-Hassan gemeinsam entwickelt haben, will die jungen Leute vernetzen und sie unterstützen. Das Prinzip: Wer etwas gut kann, unterrichtet gratis andere. Es gibt Informatik- und Medienseminare, Englisch-, Französisch- und Italienischunterricht, Erste-Hilfe- und Kochkurse. Jeden Freitagabend finden Vorträge zu politischen, sozialen, juristischen und philosophischen Themen statt.

Alshhadeh und El-Hassan arbeiten eng zusammen – er vor Ort, sie in Budapest und auf ihren Reisen. El-Hassan – syrischer Vater, ungarische Mutter – gehört zu den bekanntesten Künstlerinnen Ungarns. In Zeichnungen, Videos, Installationen und Aktionen setzt sie sich mit gesellschaftlichen Problemen auseinander. Oft arbeitet sie auch ausserhalb der Kunstszene. Mit Roma-Frauen versucht sie etwa, deren Korbflechttechnik neu zu beleben.

Seit einiger Zeit sitzt die Künstlerin täglich am PC, analysiert und übersetzt Berichte aus Syrien. Auf einer Website dokumentiert sie die Demokratiebewegung. El-Hassan ordnet jeder Initiative einen sogenannten QR-Code zu – man liest ihn mit dem Handy ein und gelangt so zu mehr Informationen übers Projekt.

CODES. Da wird von unermüdeten Trümmersprayern und mutigen Künstlerinnen berichtet, von demokratischen Stadtkomitees und Kulturerbe-Beschützerinnen. Plakate sollen die Codes bekannt machen: Um syrische Künstler mit Kulturschaffenden aus aller Welt in Kontakt zu bringen, um Museen, Schulen, Gemeinden zu Partnerschaften mit Friedensinitiativen zu bewegen. «Die demokratischen Kräfte sind immer noch aktiv – und sie brauchen jede erdenkliche Hilfe», sagt El-Hassan. «In meiner Heimat gehört jeder Mensch einer Minderheit an», sagt ihr Mitkämpfer. Beide halten am Glauben fest, dass das Miteinander der Religionen nicht für immer zerstört werden kann. **CHRISTA AMSTUTZ**

Blog: www.syrianvoices.wordpress.com
Projekte: www.qrcodesforsyria.wordpress.com



Der Wallfahrtsort Taizé wirkt von aussen wenig spirituell. Die Anziehungskraft liegt im Erleben von Gemeinschaft, Musik und Stille

Friedliches Getümmel – die starke Kraft von Taizé

GLAUBEN/ Die Gemeinschaft von Taizé zieht jährlich Zehntausende Jugendliche an. Über Auffahrt besuchte auch Kaj Wiklund aus Gränichen den magischen Ort in Frankreich. Zwischen Zelten und Baracken erlebte er eine grosse Verbundenheit – das, was für ihn den Glauben ausmacht.



Wer einmal dort war, kehrt wieder: Kaj Wiklund tankt in Taizé auf

Es ist Freitagabend. Der neunzehnjährige Kaj Wiklund aus Gränichen AG sitzt zwei Autostunden westlich von Genf entfernt auf dem Spanntepichboden einer Kirche und singt. «In manus tua pater», wieder und wieder. In der linken Hand hält der Kantonsschüler seinen schwarzen Hut mit Gänseblümchenkette. Die Finger seiner rechten sind mit jenen seiner Freundin Rebekka verschlungen. An ihnen vorbei ziehen, Zentimeter für Zentimeter, Hunderte Jugendliche, um vor einem grossen Holzkreuz auf dem Boden niederzuknien, ihren Kopf darauf zulegen und minutenlang zu verharren. Kaj bedeutet das Kreuz zu wenig, als dass er sich so lange in die Reihe stellen würde. Doch hinaus zum Pavillon auf

«Schade, gibt es das nicht öfter auch bei uns. Was im normalen Gottesdienst erzählt wird, berührt mich nicht.»

••••••••••

KAJ WIKLUND

der anderen Seite der Strasse, wo im Licht von Glühbirnen eine riesige Gruppe Jugendlicher zu Gitarrenmusik und Kanistergetrommel «Marmor, Stein und Eisen bricht» singt und wild tanzt, mag er auch nicht – zu friedlich ist die Stimmung in der Kirche, auch jetzt noch, anderthalb Stunden nach dem Gottesdienst.

Als Kaj die Augen vor Müdigkeit zufallen, stupsst er Rebekka an und weist mit dem Kopf zur Tür. Draussen umarmt er sie, dann läuft er den Hügel hinunter und schlüpft in eines der blauen Männerzelte. Rebekka zieht sich in einer der muffigen Holzbaracken für Frauen zurück. Erst weit nach Mitternacht, nachdem die letzten Jugendlichen ihren Kopf vom Kreuz gehoben haben, gehen in der Kirche die Lichter aus. Dann wird es auf dem Gelände so still sein wie sonst wohl nirgends, wenn 4500 Jugendliche auf engem Raum zusammen sind.

RÜCKZUGSORT. Doch hier ist Taizé. Das Zuhause einer bescheiden lebenden, ökumenischen Gemeinschaft von hun-

dert Brüdern (siehe Kasten) und Wallfahrtsort für Jugendliche aus der ganzen Welt. Am Rande eines Dorfs auf einem Hügel mitten im Burgund beherbergen die Brüder auf einem Gelände von rund zwei Quadratkilometern jährlich Zehntausende von Menschen, die für ein paar Tage oder eine Woche herkommen, um drei Mal am Tag zu beten, zu singen, in der Stille verweilen und Glaubensfragen diskutieren.

Zu ihnen zählt an diesem Auffahrtswochenende eine 47-köpfige Gruppe aus dem Aargau, angeführt von Olivia Slavkovsky, Leiterin der Fachstelle Jugendfragen bei der Reformierten Landeskirche Aargau. Die Landeskirche bietet den Ausflug allen Kirchgemeinden an, dieses Jahr zum zweiten Mal. Mitgegangen sind eine Konfirmandenklasse, Mitglieder von Jugendgruppen, Einzelpersonen und eine Mutter und ihre zwei Kinder, eines davon Kaj. Schon letztes Jahr war er dabei. Die Erfahrung war so intensiv, dass er wieder hinfahren und diesen Ort seiner Freundin zeigen wollte.

GEDULDSOASE. Zu Taizé gehört, dass junge Menschen am frühen Samstagmorgen aufstehen, geduldig vor den Toiletten warten und sich mit knurrendem Magen auf den Weg zur Kirche machen. Dass sie nach dem Gottesdienst stundenlang und ohne drängeln für ein trockenes Brötchen und einen Schokoriegel anstehen – oder wie gestern Abend für eine Suppenkelle voller Kartoffelstock und ein hart gekochtes Ei. Dass sie, wenn sie eine Woche hier sind, ohne murren mitanpacken: Essen schöpfen, abwaschen, Klos putzen, Kirche aufräumen.

Denn in Taizé ist irgendwie alles anders. Hier gilt als asozial, wer seine Ohren mit dem iPod zustöpselt, das Handy gegen Langeweile oder Alkohol für die gute Stimmung braucht. Die Jugendlichen spielen in den Programmpausen Ball, verteilen «free hugs», reden, flirten. Man ist freundlich miteinander, schliesst schnell Kontakte. Zu den Gottesdienstzeiten sind die Wege leer, 4500 Jugendliche sitzen dann in der Kirche, im Halbkreis um die Brüder in den weissen Kutten und singen die

kurzen, einstrophigen Taizé-Lieder, die wiederholt werden. Während der zehn Stilleminuten haben viele ihre Augen geschlossen. Konzentriert lauschen sie den kurzen Bibeltexten der Brüder, die in Deutsch, Französisch, Englisch, Spanisch und Niederländisch vorgelesen werden. Predigten gibt es keine.

FÜHLEN STATT DENKEN. Als Kaj und Rebekka unter düsterem Wolkenhimmel fürs Frühstück anstehen, sprechen sie über den Gottesdienst: «Schade, gibt es das bei uns nicht öfter. Die Predigten in unserer Kirche berühren mich nicht. Im normalen Gottesdienst scheint die Frage, was Gott ist, in Stein gemeisselt.» Rebekka, die in einem anderen Dorf als Kaj wohnt, nickt. «Ist bei uns auch stinklangweilig.»

Im persönlichen Gespräch mit einem der Taizé-Brüder stellte Kaj fest, dass auch sie unbeantwortete Fragen haben und Kritik an Gott üben. Als nach dem Frühstück in einem Seitenflügel der Kirche mit einem Teil der Aargauer Gruppe die Frage erörtert wird, weshalb die Jünger Jesus nach seiner Auferstehung nicht erkennen, sagt Kaj: «Jeder sieht Gott

«Junge Menschen sind intensiv auf der Suche nach einer Verbindung mit der Gemeinschaft. Hier können sie sie spüren.»

••••••••••

FRÈRE ROGER, TAIZÉ-GRÜNDER

anders, obwohl es immer ums Gleiche geht.» Um was, kann Kaj schwer in Worte fassen. Doch in Taizé spürt er es mehr als in jedem Jugendgottesdienst mit Popband und Power-Point, vor allem im Lichtergottesdienst am Samstagabend, wenn die Brüder an der Osterkerze ihre Kerzlein entzünden und das Licht weitergeben, bis Tausende kleine Flammen die Kirche erleuchten. «Es geht darum, dass wir alle miteinander verbunden sind.»

«Junge Menschen sind intensiv auf der Suche nach einer einzigartigen Verbindung mit der Gemeinschaft», sagte der Gründer Frère Roger in einem Fernsehinterview kurz vor seinem Tod im Jahr 2005. «Hier können sie sie spüren: in der Musik, im Licht und in der Stille. Innere Stille geht einher mit innerem Frieden. Sie befreit uns vom Wunsch, jemand anders zu sein.» Über die Anziehungskraft von Taizé sei er allerdings selbst erstaunt. «Ich dachte, Taizé würde immer ein kleiner Ort bleiben.»

BODEN. Nach dem Lichtergottesdienst am Abend bleiben Kaj und Rebekka eng umschlungen eine Weile am Boden sitzen. Dann erheben sie sich und laufen zum Pavillon, wo eine Gruppe Franzosen sie einlädt, bei ihrem Kreisspiel mitzumachen. Morgen werden sie mit den Aargauern im Car zurückfahren. Kaj ist sicher: «Ich werde jedes Jahr nach Taizé gehen. Hier tanke ich Energie. Hier spüre ich ganz fest den Boden unter meinen Füssen.» **ANOUK HOLTHUIZEN**

Die Communauté de Taizé

Mit 25 Jahren verliess Roger Schutz 1940 die Schweiz, um in Frankreich eine Gemeinschaft zu gründen. Im Dorf Taizé versteckte er zusammen mit seiner Schwester Kriegsflüchtlinge. Nach dem Krieg nahm er Waisen auf und bewirtet auch deutsche Kriegsgefangene. Allmählich schlossen sich weitere Brüder Frère Roger an, 1949 versprachen sie ein Leben in Ehelosigkeit, materieller und geistiger Gemeinschaft und Einfachheit. Musik und Gesang

waren von Anfang an von zentraler Bedeutung, verschiedene Brüder komponierten einfache, mehrstimmige Lieder in mehreren Sprachen. Frère Roger wurde 2005 von einer psychisch kranken Frau ermordet. Die Brüder bestreiten ihren Lebensunterhalt durch den Erlös ihrer Arbeit (vornehmlich Töpferei) und nehmen keine Spenden an. Brüder der Communauté leben heute auch unter benachteiligten Menschen in Asien, Afrika und Südamerika. Ab den 50er-Jahre kamen immer mehr Jugendliche nach Taizé.

LEBEN/ Mein Körper gehört mir, bis zum Schluss. Sagt die Patientin.

STERBEN/ Schwerkranke brauchen Fürsorge und Selbstbestimmung. Sagt der Arzt.



Palliative Care ...



heisst auch planen



... und merken, was guttut.

Wenn nichts mehr zu machen ist, kann man noch sehr viel tun

STERBEN/ Wer den Tod vor Augen hat, kennt meist nur einen Wunsch: in Ruhe und ohne Schmerzen sterben. Genau das ist oft nicht möglich, weil die moderne Medizin «am Ende» noch ganz viel unternimmt. Es geht aber auch anders. Die Palliativmedizin will vor allem lindern und pflegen. Eine ganz normale Woche auf einer Palliativstation. Eine «reformiert.»-Reportage.

TEXT: RITA JOST BILDER: ANNETTE BOUTELLIER



Die Schänzlistrasse in Bern ist eine Topadresse. Von hoch oben sieht man über die Aare und die Altstadt bis zum Alpenpanorama. Eine Aussicht zum Träumen. Und ein Ort zum Abschiednehmen. Seit vierzehn Jahren ist hier im Erdgeschoss eines Pflegeheims eine Palliativstation eingerichtet. Neun Einzelzimmer. Sie sind meist alle besetzt. Von Menschen, die noch wenige Wochen zu leben haben. Fast alle haben irgendwann in den letzten Monaten die Diagnose gehört: «Es ist nichts mehr zu machen.» Jetzt erleben sie, dass stimmt, was jeder in der Palliativpflege weiss: Wenn nichts mehr zu machen ist, kann man noch sehr viel tun.

Eine Station für sterbende Menschen. Man stellt sich diesen Ort traurig und bedrückend vor. Und dann ist es ganz anders: normaler, farbiger, lebendiger. Es wird zwar gelitten und auch gehadert. Aber auch ganz viel gelacht, gesungen, gebetet, genossen. Es gibt hier viel Raum und Zeit – zum Nachdenken, zum Abschiednehmen.

IM STATIONSZIMMER. Montagmorgen: Der Tag ist grau und regnerisch. Im Stationszimmer wirds eng, wenn drei Ärzte und drei Pflegefachfrauen sich gegenseitig ins Bild setzen. Wie geht es Frau B.? Braucht Herr F. mehr Morphium? Frau M. hatte eine schlechte Nacht. Kann man die Dosis erhöhen? Doris Zimmermann diskutiert mit dem zuständigen Arzt. Nach 25 Jahren auf einer chirurgischen

«Über neunzig Prozent der Menschen möchten zu Hause sterben. Das gelingt aber nur etwa einem Viertel der Bevölkerung. Und nur etwa 1 bis 2 Prozent sterben auf Palliativstationen.»*

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

Abteilung eines Akutspitals hat sie vor gut zwei Jahren zur Palliativpflege gewechselt. Hier könne sie das machen, was sie am liebsten tue, sagt die 52-jährige Mutter zweier erwachsener Kinder: Menschen pflegen. «Ich kümmere mich um ihre Bedürfnisse, schaue, was sie brauchen, und gebe ihnen, was ihnen guttut», sagt sie.

Doris Zimmermann ist «Bezugsperson» für drei Schwerkranke. Das heisst, sie ist Ansprechperson für alles, was getan wird vom ersten bis zum letzten Aufenthaltstag. Und sie ist die Partnerin des Arztes, der Kranken und der Angehörigen.

AM STERBEBETT. Frau L., eine von Doris Zimmermanns Betreuten, ist nicht mehr ansprechbar. Die 83-jährige liegt im Sterben. Ihr Zustand hat sich über das Wochenende plötzlich verschlechtert. Jetzt geht es darum, dass sie gewaschen und mit Kissen bequem gelagert wird. Es dürfen keine Druckstellen entstehen. Die Patientin ist bis auf die Knochen abgemagert. Wenn die Pflegenden ihre Hand ergreift, stöhnt die Schwerkranke leise.



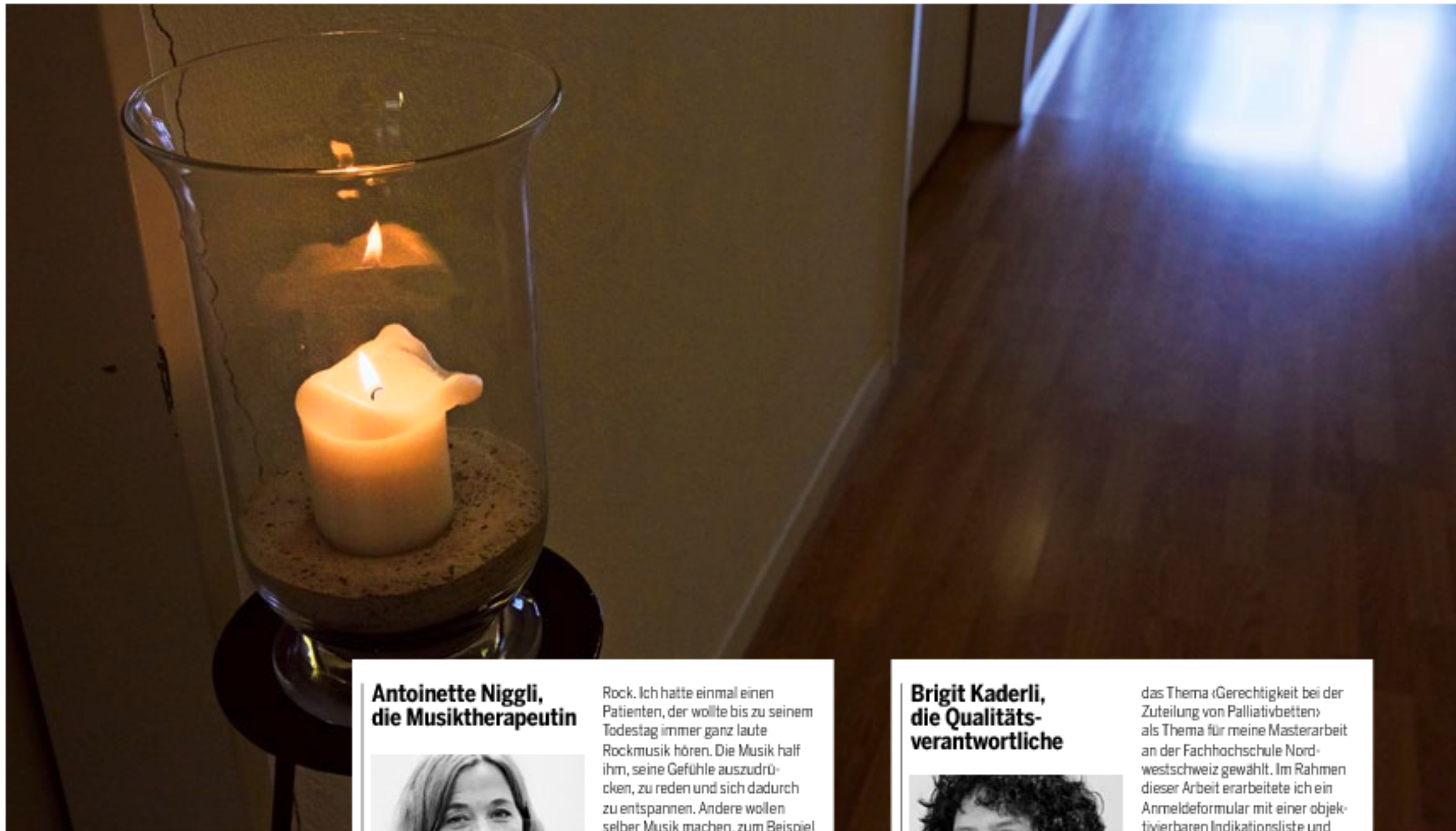
Aufgehoben sein ...



heisst auch verstanden werden



und nicht leiden müssen



«Keine Angst, ich gebe Ihnen etwas gegen die Schmerzen», beruhigt Doris Zimmermann sanft und lässt langsam Morphin in die vorbereitete Kanüle laufen. Ganz sanft streicht sie der Sterbenden über die trockene Hand, befeuchtet ihr den Mund, massiert ihre Füsse. Zum Schluss gibt sie ein paar Tropfen Lavendelöl in ein Duftlämpchen und öffnet das Fenster zum Garten. «Frau L. ist auf dem Weg», wird sie später in die Krankenakte schreiben. Das Hängemäppchen mit allen Angaben zu Frau L. und ihren Bedürfnissen führt die Pflegenden mehrmals täglich nach. Da steht auch, wer anzurufen ist, wenn es der Patientin schlechter geht. Die Pflegefachfrau kennt die Angehörigen.

IM KORRIDOR. Draussen vor den Zimmern hat die junge Hotellerieangestellte ihren Dienst aufgenommen. Sie summt ein Lied, zieht ihren grossen Reinigungs-

«Die schwierigste Aufgabe ist es, den Patienten eine Mischung aus Selbstbestimmung und Fürsorge zu geben. Schwierig deshalb, weil sich die Balance mit der Zeit ändern kann.»*

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

wagen durch den Korridor, ordnet die Blumen, bringt neue Wäsche, bereitet das Znüni im Wohnzimmer vor. Dort ist es – im Gegensatz zum Stationszimmer – hell und gemütlich. In einem Bücherregal steht Lesestoff für Besucherinnen und Angestellte bereit. Auf einem Stuhl am Fenster – mit Ausblick in den Garten und auf die atemberaubende Alpenkulis-

Antoinette Niggli, die Musiktherapeutin



«Ich versuche jeweils, in einem ersten Gespräch herauszufinden, was den Menschen im Moment gerade wichtig ist und was ihnen guttut. Auf meinem Therapiewagen bringe ich verschiedenste Instrumente zu den Patientinnen und Patienten: Klangschalen, Zupf- und Saiteninstrumente, Trommeln, Flöten, Rasseln. Auf meinem iPod habe ich ausserdem Musik – von Volckstümlich über Jazz bis

Rock. Ich hatte einmal einen Patienten, der wollte bis zu seinem Todestag immer ganz laute Rockmusik hören. Die Musik half ihm, seine Gefühle auszudrücken, zu reden und sich dadurch zu entspannen. Andere wollen selber Musik machen, zum Beispiel trommeln. Sie können damit oft ihr Bedürfnis nach Bewegung stillen, tanken Energie, erleben ein Wohlgefühl. Musik kann Erinnerungen wachrufen, «Normalität» schenken. Musikalische Vorkenntnisse sind nicht nötig. Interessanterweise ist Musiktherapie für Berufsmusiker oft nicht geeignet. Wahrscheinlich, weil sie Musik mit Leistung und geistiger Arbeit verbinden. Da kann man nichts machen. Ich akzeptiere das.»

Antoinette Niggli, 50, ist Musiktherapeutin mit einer eigenen Praxis in Bern

se – thront Migia. Die Tigerkatze aus dem Tierheim gehört zur Abteilung. Wenn Migia nicht im Wohnzimmer faulenz, streicht sie lautlos durch den Korridor und schlüpft da und dort in ein Krankenzimmer. Sie scheint genau zu wissen, wo sie aufs Bett liegen darf und Streicheleinheiten bekommt.

Um neun trifft sich das Team zum Zmorge. Kaffee, Brot, Butter, Confi und Käse stehen bereit. Man sitzt um den grossen Holztisch, geniesst die Pause und plaudert. Die Themen sind die gleichen wie in tausend anderen Kaffeepausen im Land – Fernsehsendungen, Frisuren, Ferienpläne. Ab und zu piepst ein Sucher, dann ergreift jemand das kleine Trottinett und fährt zu einem Zimmer am andern Ende des Korridors. Die Znüni-pause ist nicht nur ein erster Arbeitsunterbruch, es ist auch die Zeit des allgemeinen Austauschs. Und der Arbeitsbeginn der Freiwilligen. Täglich arbeiten zwei von ihnen im Team. Weil die meisten nur einmal pro Woche eingeteilt sind, liegen in einigen Zimmern bereits wieder neue unbekannte

Patienten. Informationen sind also nötig: Mit Herrn K. könnte man einen Spaziergang durch den Garten machen. Frau P. bekommt später noch Besuch von der Hundetherapeutin. Frau R. würde gerne ein bisschen plaudern ...

Die freiwilligen Helferinnen sind fester Bestandteil des Palliativ Betreuungsteam. Sie werden sorgfältig ausgewählt. An Interessenten fehlt es nicht. «Ich wollte nach der Pensionierung etwas Sinnvolles tun», sagt Hans-Peter Probst. Das Wort «Helfen» mag der pensionierte Sanitärinstallateur nicht: «Ich bin da und versuche – zusammen mit den Patienten –, die Situation auszuhalten.»

AM SITZUNGSTISCH. Dienstag. Am Nachmittag trifft sich das gesamte Team zur «Fallbesprechung». Probleme sollen rasch auf den Tisch kommen und professionell gelöst werden, ist die Devise von Stationsleiterin Notburga Grauer. «Es ist wichtig, dass wir uns einig sind über unsere Grundsätze. Nicht nur theoretisch.»

Heute geht es um einen Patienten, der sich extrem abkapselt. «Er will keine Hilfe annehmen», berichtet eine Pflegendende, «er zieht sich von uns und auch

Brigit Kaderli, die Qualitätsverantwortliche



«Unsere Abteilung ist neben jener im Inselspital die einzige Station für «spezialisierte Palliative Care» im Kanton Bern. Die Nachfrage übersteigt das Angebot ständig. Die Zuteilung unserer neun Betten ist entsprechend anspruchsvoll, da fast immer mehrere Menschen auf ein Bett warten. Die Zuteilungsentscheide fand ich oft als belastend. Ich habe deshalb

das Thema «Gerechtigkeit bei der Zuteilung von Palliativbetten» als Thema für meine Masterarbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz gewählt. Im Rahmen dieser Arbeit erarbeitete ich ein Anmeldeformular mit einer objektifizierbaren Indikationsliste und einem Punktesystem, die wir seither bei der Zuteilung der Betten anwenden. So können die vorhandenen Pflegebetten so gerecht wie möglich zugeteilt werden. Unser Ziel ist es jedoch, dass wir das Bettenangebot erweitern können. Und dass unser Angebot mit ambulanten Diensten vernetzt wird. Erst dann wird eine gerechte Zuteilung der Pflegebetten tatsächlich möglich sein.»

Brigit Kaderli, 45, Pflegefachfrau mit Masterabschluss in «Ethik», Leitungsmitglied Pflege Diaconis Palliative Care

von seinen Angehörigen total zurück.» Das Team macht sich Sorgen, vor allem der Angehörigen wegen. Ist ein solcher Abschied – gerade für die Kinder – nicht traumatisch?

Die Voten zeigen: «Loslassen» ist schwierig, nicht nur für die Patienten, mindestens ebenso für die Pflegenden. «Aushalten» können, wenn jemand so ganz und gar anders sterben will, als es den eigenen Vorstellungen entspricht, macht Mühe. «Sind wir denn ein Elefantenfriedhof?», fragt jemand. Irritation am Tisch. Heja, Elefanten entfernten sich fürs Sterben von der Herde. «Nein, sind wir nicht», sagt die Gesprächsleiterin, «aber wir müssen auch hier akzeptieren, dass es nicht an uns ist, zu urteilen, was richtig oder falsch ist. Wir machen Angebote, entscheiden tut jeder und jede für sich.»

Mittwochmorgen. «Jeder stirbt so, wie es für ihn stimmt», so sagt es die 67-jährige Seelsorgerin Anny von Almen. Sie hat am Vorabend noch im Zimmer von Frau L. die Angehörigen getröstet. Um Mitternacht ist die alte Frau gestorben. Vor dem Zimmer brennt jetzt eine Kerze auf einem schwarzen Sockel. Bruder,



und bis zuletzt



... liebevoll umsorgt sein.



Neffen, Nichten kommen und werden auf der Abteilung von den Pflegenden empfangen, umarmt, getröstet, ins Zimmer begleitet. Die Verstorbene liegt, umrahmt von Rosenblättern, in ihrem Bett. Zum Abschiednehmen darf auch der Hund der Familie ins Zimmer. Migia zieht sich derweil auf ihren Katzenbaum zurück.

AM KRANKENBETT. Es ist 10 Uhr. Frau M. hat heute gut und lang geschlafen. Sie hätte jetzt Lust auf ein Eis. Doris Zimmermann holt eines aus dem Gefrierfach. Die Patientin löffelt genüsslich, kraut Migia, die Katze, die sich auf ihrer Bettdecke lang macht, und spricht erstaunlich offen über sich und ihre Krankheit. Vor rund zehn Jahren wurde sie erstmals wegen Krebs operiert. Vor einem Jahr erfuhr sie, dass die Krankheit zurückgekommen ist. Dass sie sterben wird, in wenigen Wochen schon, dieser Tatsache schaut sie in die Augen. «Ich hatte auch meine Krisen», gesteht sie, «aber jetzt hoffe ich nur, dass es schnell geht.» Noch vor wenigen Monaten hat die 52-Jährige sich ihren Lebensraum

Peter Fuhrer, der Freiwillige



«Einmal pro Woche arbeite ich hier als (Freiwilliger Mitarbeiter). Hauptberuflich bin ich Bauingenieur bei den SBB. Mein Arbeitgeber weiss von meinem Engagement hier und begrüsst es. Weil ich gleitende Arbeitszeit habe, kann ich mir die Zeit für meine Freiwilligenarbeit gut nehmen. Wenn ich einen Tag lang (mum) gerechnet habe, was ab und zu vor kommt, dann empfinde ich meine

Tätigkeit mit den Patientinnen und Patienten auf der Palliativstation als wohlthuenden Ausgleich. Hier geht es ums wahre Leben. Das tönt jetzt vielleicht eigenartig, aber es ist so: Es geht hier nicht nur ums Sterben. Es geht auch ums Abschiednehmen. Und darum wird hier noch einmal ganz intensiv gelebt. Für viele sind es die letzten, aber es sind entscheidende Stunden.

Seit ich hier engagiert bin, hat der Tod für mich seinen Schrecken etwas verloren. Ich kann ihm in die Augen schauen. Ich will damit nicht sagen, dass ich den Tod kenne, aber ich habe hier schon viele Leute ruhig sterben sehen; ich kann nun viel besser über mein eigenes Leben – und mein Sterben – nachdenken.»

Peter Fuhrer, 50, ist Bauingenieur und wöchentlich vier Stunden im Einsatz

verwirklicht und eine eigene Gesundheitspraxis eröffnet. Dann kam der vernichtende Bescheid, mit dem sie seither lebt. «Dank Reiki habe ich gelernt, ganz bei mir zu sein», sagt sie ruhig, «ich habe keine Angst. Mir passiert sicher nichts Schlimmes. Ich bin sogar ein bisschen neugierig.» Sie habe alles geregelt «mit den Finanzen und so», die Tochter wisse Bescheid, von ihren besten Freundinnen habe sie sich verabschiedet – «mit einem

kleinen Geschenk». Von ihr aus könne «es» morgen losgehen. Wo nimmt sie diese Gelassenheit her? «Ich weiss es nicht», sagt sie. Ganz furchtlos sei sie nämlich nicht. Spinnen und Dunkelheit machten ihr Angst. Aber der Tod? Nein, der nicht. Froh sei sie, dass sie bisher immer selber bestimmt habe, was mit ihr geschehen soll: «Es gab Leute, die fanden es verantwortungslos, dass ich keine Chemotherapie machen liess. Aber ich

Notburga Grauer, die Stationsleiterin



«Wir haben auf unserer Station viel Freiraum. Wir können Patientinnen und Patienten und ihr Umfeld individuell und umfassend betreuen und begleiten. Weil unsere Hierarchien ganz flach sind und das Team ein einheitliches Verständnis von Pflege und Betreuung hat, können wir unsere Energie dort einsetzen, wo sie am meisten gebraucht wird: am Krankenbett.

Ich arbeite rund sechzig Prozent als Leiterin dieser Abteilung und den Rest regelmässig in der Pflege. Wenn irgendein Problem im Team auftaucht, merke ich das sofort und Sorge dafür, dass es auf den Tisch kommt. Mir ist es ganz wichtig, dass jede und jeder im Team zu sich selber auch Sorge trägt. (Seid wachsam!) sage ich deshalb meinem Team immer wieder.

Wir erleben und sehen hier viel Schweres. Die Gefahr einer emotionalen Erschöpfung ist darum gross. Es ist also doppelt wichtig, dass alle gut zu sich selber schauen. Ich beispielsweise schöpfe Kraft aus ganz vielen kleinen Dingen. Unter anderem auch aus meinem Glauben.»

Notburga Grauer, 46, ist diplomierte Pflegefachfrau, mit Höherer Fachausbildung in Onkologie

habe gesagt: Mein Körper gehört mir.» Sie sei überzeugt, dass ihr das geholfen habe, sich selber zu bleiben, bis zu einem gewissen Grad «unversehrt» zu bleiben.

IM KORRIDOR. Donnerstag: Zwei Todesfälle in zwölf Stunden haben die Pflegenden und die Angestellten der Hotellerie gefordert. Es gibt viel zu tun. Die Bestatter kommen, Schreivarbeiten müssen erledigt, Zimmer geputzt werden. Ange-

PALLIATIVE CARE

Fakten und Zahlen

DER BEGRIFF. «Palliativ» kommt aus dem Lateinischen. «Pallium» bedeutet Mantel. Palliare umhüllen. «Palliative Care» im Sinne der Weltgesundheitsbehörde WHO meint eine Haltung in der Krankenpflege, welche die Lebensqualität von un-

heilbar Kranken und ihren Angehörigen verbessern soll. Erreicht wird dies durch eine ganzheitliche Betreuung, die körperliche, psychische, soziale und spirituelle Fragen frühzeitig erfasst und angemessen einbezieht.

DIE GESCHICHTE. 1967 gründet Cicely Saunders (1918–2005) in London ein erstes Hospiz, in dem sie Sterbende betreute. In den 70er-Jahren ver-

breitete sich die Idee – ausgehend von der Westschweiz – auch bei uns. 1991 wurde in St. Gallen die erste Palliativstation der Deutschschweiz eröffnet. 2002 richteten die Universitäten Lausanne und Genf einen Lehrstuhl für Palliative Care ein. 2009 verabschiedeten das Bundesamt für Gesundheit und die Gesundheitsdirektorenkonferenz eine gemeinsame «Nationale Strategie

Palliative Care» für die Jahre 2010–2012. Diese wird bis 2015 vertieft.

DIE PHILOSOPHIE. Palliative Care richtet sich grundsätzlich nach den Wünschen und Bedürfnissen der Kranken. Gemacht wird nicht in erster Linie alles, was möglich ist, vielmehr werden jeweils Vor- und Nachteile einer Therapieform mit den Betroffenen diskutiert. Dabei erwägt man vor-

allem, ob eine Therapie den Krankheitsverlauf positiv beeinflusst und die Lebensqualität verbessert, oder ob sie zusätzliches Leid verursacht. Der Sterbeprozess wird weder hinausgezögert noch beschleunigt. Angebote für Suizidbegleitung gibt es jedoch nicht.

DIE ANGEBOTE. Palliative Care beginnt, schweizweit Fuss zu fassen. Im Netz findet man – nach Kanto-

nen gegliedert – eine Übersicht. www.palliative.ch

DIE KOSTEN. Palliative Care ist zwar personalintensiv, kommt aber mit weniger teurer Apparatemedizin aus. Diaconis Palliativ Care beispielsweise arbeitet kostendeckend. Die Kostenübernahme ist von Kanton zu Kanton verschieden geregelt. Auch hier gibt es Informationen auf der Palliativ-Website.

DIE ZUKUNFT. Mit der «Nationalen Strategie Palliative Care» haben sich Bund und Kantone das Ziel gesetzt. Palliative Care gemeinsam mit den wichtigsten Akteuren langfristig im Gesundheitswesen zu verankern. Mit verschiedensten Massnahmen soll erreicht werden, dass schwerkranke und sterbende Menschen in der Schweiz ihren Bedürfnissen angepasste Palliative

Care erhalten und ihre Lebensqualität verbessert wird. www.bag.admin.ch/palliativecare

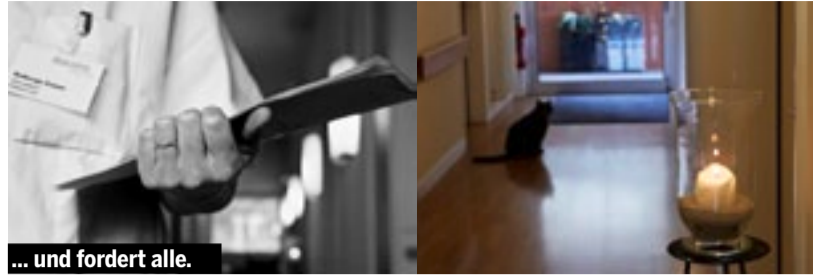
SPIRITUAL CARE. Ganzheitliche Betreuung am Lebensende umfasst auch spirituelle Begleitung. In den meisten Palliativstationen sind deshalb auch Seelsorgende tätig. 2010 wurde an der Universität München die europaweit erste Professur für Spiritual Care einge-

richtet. Diese wurde passenderweise gleich ökumenisch besetzt.

LITERATUR. Auf unserer Homepage finden Sie eine Liste mit empfehlenswerten Büchern zum Thema, samt je einer kurzen Inhaltsangabe. Diese Liste kann auch bestellt werden. Tel. 031 398 18 30 oder mit einem frankierten Antwortcouvert an Postfach 312, 3000 Bern 13. **RJ** www.reformiert.info



Loslassen ist schwierig ...



... und fordert alle.



hörige holen persönliche Gegenstände der Verstorbenen ab. Am Nachmittag treffen bereits zwei neue Patienten ein. Wie verkraften die Pflegenden diesen ständigen Wechsel? Doris Zimmermann staunt manchmal selber, dass sie es schafft, sich immer wieder so schnell auf neue Menschen einzustellen. Und wie geht sie damit um, dass sie nie heilen kann? Fehlt da nicht das «Erfolgsereignis»? «Was ist Erfolg?», fragt sie zurück, «mir ist wichtig, dass ich den Menschen Ruhe, Geborgenheit und Sicherheit geben kann. Dass ich spüre, was sie wirklich brauchen.»

«Komfortabel» ist das Stichwort. Es umschreibt den angestrebten Zustand der Patienten. Das Gegenteil wäre «verzweifelt», «ängstlich», «unruhig». Das soll vermieden werden. Und doch: auch in der Palliativabteilung stirbt nicht jeder in Frieden. Das Pflegepersonal muss auch mit hadernnden, resignierten, sich auflehrenden Patienten klarkommen.

AUF DEM HEIMWEG. Die Sterbeabteilung nach Feierabend zu verlassen, wieder einzutauchen in das geschäftige, lärmige Leben, im Bus dem oft griesgrämigen und rücksichtslosen Alltag zu begegnen, kann schmerzhafter sein als die Arbeit auf der Palliativstation. Das bestätigen viele Pflegenden. Doris Zimmermann sagt es so: «Manchmal halte ich die Pseudoprobleme fast nicht aus, mit denen sich beispielsweise die Medien abgeben.» Diese Oberflächlichkeit gehe ihr oft einfach zu weit. Ein Gespräch mit ihrem Mann, der ebenfalls in der Pflege arbeitet, helfe ihr, Schweres zu verarbeiten und wieder alltagstauglich zu werden. Unbekümmerte Normalität, eine gewisse Sorglosigkeit und Erholungszeit

Anny von Almen, die Seelsorgerin



«Wenn ich zum ersten Mal an eine Tür klopfte, weiss ich meist nicht, was mich erwartet, wie die Menschen auf mein Angebot reagieren werden. Schwierig ist das nicht, eher spannend. Es kann vorkommen, dass der Begriff «Seelsorgerin» nicht verstanden wird. Daraus kann sich dann ein Einstieg ergeben. Wenn mein Angebot abgelehnt wird, dann akzeptiere ich das, auch wenn es mir leid tut.

brauchten alle, die hier länger arbeiten, sagt die Stationsleiterin Notburga Grauer, «sonst brennt man schnell aus». Jeder und jede auf der Station kenne deshalb ihr oberstes Gebot. Sie wiederhole es ständig: «Seid wachsam und tragt Sorge zu Euch selber!»

«Das Erlebnis einer würdevollen und friedlichen Sterbephase wird die Einstellung der Angehörigen zum Tod für die Dauer ihres ganzen Lebens beeinflussen. Auch das ist Palliativmedizin.» *

GIAN DOMENICO BORASIO, PALLIATIVMEDIZINER

IN DER KAPELLE. Freitag: Im Erdgeschoss des Hauses ist eine kleine Kappelle eingerichtet. Hier empfängt die Leiterin von Diaconis Palliativ Care, Nelly Simmen, heute eine Gruppe Senioren. Sie interessieren sich für den Betrieb. Nelly Simmen, die seit den Anfängen die Station managt, hält ein engagiertes Plädoyer

Was ich anbieten kann, ist Zeit und Raum. Viele wollen ja noch etwas abschliessen oder Ordnung in Unverarbeitetes bringen. Einige brauchen Trost, andere einen Segen. Ich werte nicht. Jeder geht, wie er oder sie kann. Mit Gebeten oder mit der Bibel bin ich zurückhaltend, frage eher zuerst einmal: (Was könnte Sie trösten?) Da kommen dann ganz unterschiedliche Antworten. Schwierig ist es für die meisten Menschen, wenn sie ihre Selbstständigkeit verlieren, sich beispielsweise nicht mehr selber waschen können, das Leben Stück für Stück aus der Hand geben müssen. Vielleicht sagt dann jemand, der zuvor ein Gebet abgelehnt hat, den Satz (Gället, itz häl-fet dr mr bättele!.)»

Anny von Almen, 67, ist Pflegefachfrau mit Zusatzausbildung in Seelsorge

Guido Brun del Re, der Arzt



«Die Unterschiede zwischen einem Akutspital und unserer Station sind gross. Wir orientieren uns nicht an Diagnosen, sondern an Symptomen. Das heisst: Wenn wir aufgrund von Aussagen aus dem Umfeld von Kranken merken, dass eine Einweisung dringend ist, dann wird dieser Mensch so rasch als möglich aufgenommen. Wir Ärzte arbeiten aber auch anders mit den Pflegenden zusam-

men, nämlich ohne Hierarchie. In unserem Fokus steht immer die Schmerzlinderung – und nie das Ausschöpfen sämtlicher Therapien und Abklärungsmethoden. Angefangen hat die Geschichte dieser Station vor rund zwanzig Jahren. Ein anderer Onkologe und ich hatten immer wieder Mühe damit, dass wir Krebspatienten im Akutspital oft in Zweierzimmern ohne jede Intimität betreuen mussten. Es ist schwierig, unter solchen Umständen übers Sterben und den Tod zu sprechen. Wir unterbreiteten dem Berner Diaconissenhaus das Anliegen und wurden gehört. Ein Jahr später wurde unsere Palliativstation mit neun Betten gegründet. In nächster Zukunft können wir sie hoffentlich erweitern.»

Guido Brun del Re, 68, ist Belegarzt und Mitinitiant von Diaconis Palliative Care

für Palliative Care und steht Rede u Antwort: Ja, die Palliativstation steht allen offen, man kann sich oder einen Angehörigen auch selber anmelden. Meist tut es aber ein Arzt oder der Sozialdienst. Und: Ja, für die meisten ist es die letzte Bleibe, über 150 Menschen sterben jährlich hier, die durchschnittliche Aufenthaltsdauer beträgt 17 Tage. Doch, die Kosten werden von den Krankenversicherungen übernommen, 60 Tage lang. Was sie nicht sagt: dass im Kanton Bern die Kassen zwei Monate lang die Betreuung in ihrer Station übernehmen, ist einmalig grosszügig. Und es ist das Resultat langer Verhandlungen. Nelly Simmen, die einen Masterabschluss in Pflege besitzt und zwischenzeitlich bei der Swissair als Flightattendant arbeitete, hat sich leidenschaftlich dafür eingesetzt. Sie sitzt in kantonalen und nationalen Verbänden. Kassenvertreter und Politiker mussten überzeugt werden, dass Palliativ Care ein Bedürfnis ist und für alle Beteiligten Vorteile bringt. Die Fakten sprechen für sich: Die Kosten pro Pflegetag sind mit rund 900 Franken günstiger als im Akutspital. Und die Abteilung schreibt schwarze Zahlen. Das

wichtigste aber: Patienten und Angehörige sind überdurchschnittlich zufrieden. Und die Pflegenden auch. Der Beweis: Während Spitäler überall verzweifelt Personal suchen, hat die Personalverantwortliche bei Diaconis Palliativ Care «eine Schublade voller Dossiers mit Bewerbungen». Und dies, obwohl der Lohn leicht unter dem Durchschnitt liegt.

IM GARTEN. Die Sonne zeigt sich am Nachmittag zum ersten Mal diese Woche. Frau M. hat Lust auf einen kleinen Spaziergang. Am Rollator geht sie bis zur Terrasse, blickt über die Stadt zu den Alpen und geniesst die frische Luft. «Das tut gut», sagt sie, «aber ich bin schnell müde». Auf dem Rückweg freut sie sich am Blau der Hyazinthen, am Gelb der Osterglocken. Und während ich mich beklommen frage, wie es wohl sein muss, wenn man weiss, dass man gerade den letzten Frühling erlebt, sagt Frau M.: «Ich bin froh, dass ich hier sein kann.»

* **HERVORGEHOBENE ZITATE (SEITEN 5, 6 UND 8):** Aus dem Buch «Über das Sterben», Gian Domenico Borasio, Professor für Palliativmedizin an der Universität Lausanne, C.-H.-Beck-Verlag

Zukunft liegt in der Nische

MUSIK/ Vor zehn Jahren wurde die Kirchenmusikschule Aargau durch eine Zusammenlegung gerettet. Jetzt sind wieder neue Ideen gefragt.

Ende Juni verabschiedet die Kirchenmusikschule Aargau (KMSA) sieben frischgebackene Organisten und Chorleiter. Es sind Musiker und Laien, die im Nebenamt als Kirchenmusiker tätig sein wollen – vollamtliche Stellen gibt es sowieso nur wenige. Für den nächsten zweijährigen Kurs haben sich sechs angemeldet. Die Schule hofft auf Kurzschlössene. Denn pro Klasse sollten es mindestens zehn sein.

Markus Frey, der die KMSA seit letzten Sommer leitet, sagt, dass etwas gehen müsse. Verschiedene Ideen sind im Gespräch, um die Schule auf ein stärkeres Fundament zu stellen. Erstens will man den Bekanntheitsgrad erhöhen. Zweitens überlege man sich zusätzliche Weiterbildungen, zum Beispiel im Bereich Populärmusik. Oder auch Musikgeragogik: das Fördern musikalischer Aktivitäten mit älteren Menschen. Frey ist sicher: «Wir können nur mit Nischenangeboten neben den grossen Hochschulen weiter existieren. Die Schule darf jetzt nicht stehen bleiben.»



Sie stehen kurz vor dem Abschluss: fünf der sieben KMSA-Absolventen, darunter Fabian Perrenoud (hinten)

ERFOLGREICHE ÖKUMENE. Trotz den aktuellen Anmeldezahlen spricht die KMSA zehn Jahre nach ihrer Gründung von einer «Erfolgsgeschichte». «Damals war nicht klar, ob die Kirchenmusikschulen im Aargau weitergeführt werden

«Wir können nur mit Nischenangeboten neben den grossen Hochschulen weiter existieren. Die Schule darf jetzt nicht stehen bleiben.»

MARKUS FREY

können», sagt Frey. Das reformierte Musikseminar verzeichnete drei, die katholische Schule vier Studenten, weshalb die beiden Landeskirchen den gemeinsamen Weg wagten. Im August 2003 eröffneten sie die erste und bisher einzige ökumenische Kirchenmusikschule der Schweiz. Zehn Frauen und Männer zählte der erste Lehrgang, in dem die Bereiche Gregorianik und Hymnologie so angepasst worden waren, dass beide Konfessionen gleich stark mit Musikstücken vertreten waren. Auch in den folgenden drei Kursen sank die Anzahl nie unter zehn Studenten. Erst jetzt sind die Zahlen in den Keller gesunken.

Braucht der Kanton denn eine eigene Schule? Für Frey macht es «durchaus Sinn», eine nicht vollberufliche Ausbildung im kleinen Rahmen anzubieten – vor allem mit dem Prädikat «ökumenisch». «In Zürich und Luzern gibt es umfassendere und günstigere Angebote, doch diese werden von der vorherrschenden Konfession bestimmt. Auch Regula Wegmann, im Kirchenrat der Reformierten Landeskirche für das Dossier Musik zuständig, findet eine kantonseigene Schule notwendig. «So kann auf die Bedürfnisse der einzelnen Kirchengemeinden eingegangen werden. Das Kloster ist zudem aus dem ganzen Aargau leicht erreichbar.» Die Schule sei wichtig, um auch künftig genügend Personal rekrutieren zu können.

MEHR CHANCEN. Die Landeskirchen haben als Arbeitgeberin insgesamt an Attraktivität eingebüsst – es fehlt auch an Pfarrern, Diakonen, Katecheten. Die Tatsache, dass wer sich an die Orgel setzt, nicht unbedingt einen starken Glauben mitbringen muss, erweitert immerhin das Reservoir. Fabian Perrenoud zum Beispiel, der jetzt die KMSA abschliessen wird, landete dort, weil er gerne und gut Klavier spielte und die Kirchengemeinde ihn ab und zu bat, den Organisten

zu vertreten. Das Orgelspiel gefiel dem 32-Jährigen, und er wollte es besser beherrschen. Zudem: «Mit einem Diplom habe ich mehr Chancen auf eine Stelle und verdiene besser», sagt er. Dank seiner Ausbildung habe er ein kleines Pensum in der Kirche Erlinsbach. Er möge Kirchenmusik, sie sei Teil seiner Kultur, doch «speziell gläubig» sei er nicht.

MUSIK IST FUNDAMENT. «Wer Orgel spielen will, kann dies nur in einer Kirche tun», sagt auch die 22-jährige Johanna Fischer aus Hägglingen. Sie schloss die Kantonsschule mit Schwerpunkt Musik ab und begann dort mit Orgelunterricht – «einfach weil mir die Orgel als Instrument gefiel». Jetzt übernimmt die angehende Primarlehrerin Stellvertretungen in verschiedenen Kirchen.

Nicht nur die Religiosität der Studenten ist unterschiedlich, sondern auch der berufliche Hintergrund. Die älteste Studentin ist eine ehemalige Blockflötenlehrerin im Pensionsalter. Die Jüngste schliesst nun ihr Germanistikstudium ab. Eine dritte arbeitet in einem Ingenieurbüro. Sie alle verbindet musikalisches Talent und, im Idealfall, noch etwas: «Ein guter Gottesdienst steht und fällt mit mitreissenden Kirchenmusikern», ist der Schulleiter überzeugt. Es lohne sich deshalb für die Kirche, in attraktive Weiterbildungen zu investieren. **ANOUK HOLTHUIZEN**

Feier im Kloster

Am 22. Juni feiert die KMSA ihr zehnjähriges Bestehen mit zwei Konzerten: Das Vokalensemble Cantemus tritt unter der Leitung von Judith Flury um 16 Uhr in der Klosterkirche auf, danach findet ein Konzert der KMSA-Absolventinnen im Kreuzgang statt. Um 16.45 Uhr ist in der Aula die Jubiläumsfeier, während der auch die Diplome überreicht werden. 17.30 Uhr: Apéro.

LEHRGANG KIRCHENMUSIK. Start nächster Kurs: August 2013 (Aufnahmeprüfung Ende Juni). Infos und Anmeldung: www.kmsa.ch/news.php

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Publizist und Buchautor



Auf Wiedersehen, ehm ... Herr ... ääähhmmmm

Vor wenigen Minuten hat er sich vorgestellt. Wir haben ein angenehmes Gespräch geführt. Und jetzt, beim Abschied, will mir sein Name partout nicht einfallen. Mein Gedächtnis! Huber? Bucher? Schubert? Wo ist dieser verflixte Name bloss verschwunden? Um mich aus der Affäre zu retten, brumme ich etwas Unverständliches, während er locker «Auf Wiedersehen, Herr Marti» sagt. Eins zu null für Herrn Huber, Bucher, Schubert oder so ähnlich. Ich befürchte, mein Gehirn verkommt allmählich zu einem Lächerbecken.

GEHIRN. Kein Grund zur Panik, sagen die Fachleute: Die Gedächtnisleistung lässt ab dem 25. Lebensjahr nach, das ist ein ganz natürlicher Vorgang. Und mit den Jahren haben wir dermassen viele Informationen im Hirn gespeichert, dass es nicht immer leicht ist, die richtige zu finden, einen Namen zum Beispiel. Alles okay also? Nicht ganz. Es gibt nämlich noch eine andere, ganz simple Erklärung: Ich habe nicht gut zugehört. Während er sich vorgestellt hat, habe ich mir überlegt, wie ich ihm mein Anliegen vortragen soll. Mein Gehirn war beschäftigt, der Name flutschte durch. Zuhören erfordert Aufmerksamkeit. Wenn diese fehlt, hilft auch das beste Hirn nichts.

RESPEKT. Fast alle mögen es, wenn sie mit Namen angesprochen werden. Name und Respekt sind miteinander verbunden. «Der Name ist ein Stück des Seins und der Seele» (Thomas Mann). Für viele ist der Name sogar ihr persönliches Lieblingswort. Sie freuen sich, ihn zu hören, und sind frustriert, wenn er vergessen wird. Sie deuten diese Unaufmerksamkeit als Zeichen mangelnder Wertschätzung.

GESICHT. Kürzlich habe ich in der Stadt den ... ach, wie heisst er jetzt schon wieder? Ist ja egal, den Dingsbums getroffen und ihn sogleich erkannt, aber seinen Namen nicht gefunden. Hallo Lorenz, rief er, und ich winkte ihm zu. Gesichter können wir uns leichter merken als Namen, was einen einfachen Grund hat: Ein Gesicht erzählt ganze Geschichten, während der Name ein abstraktes Gebilde bleibt. Früher waren Namen mit Bedeutungen und Funktionen verknüpft, heute haben viele keinen Bezug mehr zum Alltag und sind deshalb schwer zu behalten. Unter einem Schneider kann man sich etwas vorstellen, unter einem Marti nicht (ein Grund, all jenen zu verzeihen, die meinen Namen vergessen).

RITUAL. Also, wie helfe ich jetzt meinem miesen Namensgedächtnis auf die Sprünge? Es gibt einen einfachen Trick: Ich schüttele beim Kennenlernen dem Gegenüber die Hand und spreche seinen Namen aus. Dieses kleine Ritual aktiviert nach Ansicht der Fachleute die grauen Zellen im Gehirn, und der Name bleibt besser haften. Bei Herrn Huber, Bucher, Schubert oder wie auch immer er heisst, habe ich diesen Trick leider – vergessen. Mein Gedächtnis!



ABC DES GLAUBENS/ «reformiert.» buchstabiert Biblisches, Christliches und Kirchliches – für Gläubige, Ungläubige und Abergläubige.

Q U M R A N

Die archäologische Sensation des vergangenen Jahrhunderts: Als ein Beduine im Frühling 1947 beim Ziegenhüten über dem Toten Meer eine Höhle mit 45 hohen Tonkrügen entdeckt, ahnt er noch nichts von deren Kostbarkeit. Rund zweitausend Jahre alte Schriftrollen stecken in den Gefässen. Bestände aus Synagogen wurden dort um 68 n. Chr. vor dem Zugriff der römischen Besatzer versteckt. Die Qumran-Rollen stellen die ältesten Handschriften biblischer und anderer sakraler Texte dar. Die vollständig erhaltene Jesajarolle belegt,

wie texttreu durch die Jahrhunderte hindurch kopiert wurde. Wurmbeschädigte Überreste von 900 Schriftrollen aus weiteren Höhlen beschäftigen seither ein grosses Expertenteam.

Die Ausgrabung der Qumran-Siedlung durch den französischen Dominikaner de Vaux hatte in den Fünfzigerjahren noch keine Parallelen. So setzte er die Hypothese in Umlauf, die bis anhin nicht lokalisierbare Sekte der Essener habe dort klosterähnlich gelebt. Archäologisch unklare Entdeckungen werden zunächst immer rituell gedeutet.

Die bruchstückhafte Veröffentlichung der Qumran-Funde entfesselte Fantasien: Verschwörungstheorien über Textunter-schlagungen Roms bis zu metaphysischen Thrillern füllen seither Buchregale. Unter den aktuellen Thesen ist die wahrscheinlichste, dass Qumran ein befestigter Landwirtschaftsbetrieb für regionale Produkte wie Datteln war und bis zu 300 Menschen beschäftigte. Wasser gelangte vom Bergland über Aquädukte in die Oase auf der Felsterrasse. Weit und breit keine «Geheiminformationen» über Jesus. **MARIANNE VOGEL KOPP**

reformiert.

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erreicht monatlich über 700 000 Haushaltungen in den Kantonen Aargau, Bern, Jura, Solothurn, Graubünden und Zürich. Für die Geschäftsstelle in Bern suchen wir per 1. August 2013 (oder nach Vereinbarung)

eine Geschäftsführerin/ einen Geschäftsführer 80 – 100%

Sie sind offen, kommunikativ, arbeiten gerne in einem kleinen Team für eine erfolgreiche Monatszeitung und sind selbständiges Arbeiten gewohnt.

AUFGABEN

- Führung der Geschäftsstelle des Vereins «saemann», Mitherausgeber der Zeitung «reformiert.»
- Kontakte mit Kirchgemeinden, Redaktion, Druckereien, Partnern der Trägerschaft «reformiert.»
- Vorbereitung der Sitzungen der Vereinsgremien und der Mitgliederversammlung, Mitarbeit im Vorstand
- Führung der Administration des Vereins «reformiert.», Vor- und Nachbearbeitung von Sitzungen und Delegiertenversammlungen
- Führung und Mitarbeit in Projekten
- Führungsrolle im Bereich Kundenbetreuung und Marketing
- Stellvertretung der Sachbearbeiterin der Geschäftsstelle (Lohn- und Rechnungswesen)

Sie haben eine kaufmännische Ausbildung, Erfahrungen und ev. eine Weiterbildung im Personal- und Rechnungswesen, Berufserfahrung in einer leitenden Funktion und suchen eine neue Herausforderung. Unternehmerisches Denken und Handeln, Sozialkompetenz, Freude am Produkt «reformiert.» sowie ein Flair für den Umgang mit einer modernen Büroinfrastruktur sind wichtige Voraussetzungen für diese Stelle.

WIR BIETEN

eine verantwortungsvolle Stelle mit aussergewöhnlichen Gestaltungsmöglichkeiten in einem engagierten Team, überdurchschnittlich gute Anstellungsbedingungen und einen attraktiven Arbeitsplatz im Berner Mattequartier.

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann freuen wir uns auf Ihre vollständige Bewerbung per E-Mail bis 5. Juni 2013 an: u.scheidegger@jukom.ch. Auskünfte erteilen die Stelleninhaberinnen, Silvia Kleiner (Tel. 031 398 18 31, silvia.kleiner@reformiert.info), oder der Präsident des Vereins «saemann», Ueli Scheidegger (Tel. 079 419 94 77, u.scheidegger@jukom.ch) Verein «saemann», Herausgeber «reformiert.» Bern, Postfach 312, 3000 Bern 13 www.reformiert.info/bern



FinnComfort Schuhe vereinen Langlebigkeit mit hohem Tragekomfort.

- auswechselbare, anatomische Fussbetten
- hochwertige, natürliche Materialien
- made in Germany

Gerne senden wir Ihnen den Katalog 2013 zu. FinnComfort Schuhe finden Sie ausschliesslich im Fachhandel.

FinnComfort Schweiz | Panoramaweg 35
5504 Othmarsingen | www.finncomfort.ch

DER SCHUH
ZUM WOHLFÜHLEN.



Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel / Zürich 061 313 77 74
Bern / Mittelland 031 312 90 91
Ostschweiz / Zürich 052 672 20 90
www.zum-du.ch

Liebe
Partnersuchende
Tun Sie den ersten Schritt –
Alles weitere schaffen wir gemeinsam!
PRODUCE
Maya Kappeler – 041 340 68 70
www.produce.ch
Seit 20 Jahren
vertrauensvoll, kompetent, erfahren

Unsere Kirchgemeinde im oberen Wynental des Kantons Aargau hat rund 2000 Mitglieder. Sie umfasst die zwei politischen Gemeinden Menziken und Burg.

Auf den 1. Oktober 2013 oder nach Vereinbarung suchen wir

zwei Pfarrerrinnen/ Pfarrer (150%)

Bei der prozentualen Aufteilung der beiden Pfarrstellen sind wir flexibel.

Ihre Aufgaben

- Alle pfarramtlichen Tätigkeiten
- Kirchlicher Unterricht an der Oberstufe
- Schwerpunkt des einen Pfarramtes: Kinder, Jugendliche und Familien

Sie haben Freude an

- der Verkündigung des Evangeliums
- kreativem Gestalten von Gottesdiensten
- der Förderung von ehrenamtlichen Mitarbeitenden
- der Zusammenarbeit mit der Römisch-katholischen Kirchgemeinde und der Evangelischen Allianz

Sie finden bei uns

- eine unterstützende Kirchenpflege
- ein engagiertes Team von angestellten und freiwilligen Mitarbeitenden
- ein kompetent und effizient geführtes Sekretariat
- ein gut eingerichtetes, grosses Kirchgemeindehaus
- eine Anstellung gemäss den Richtlinien der Reformierten Landeskirche des Kantons Aargau

Unser Leitbild finden Sie auf unserer Homepage: www.ref-menziken.ch

Wir freuen uns auf Ihre Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen bis am 21. Juni 2013. Wir bitten Sie, bei Ihrer Bewerbung den bevorzugten Umfang der Stellenprozente bekanntzugeben.

Auskunft und Bewerbung: Barbara Gautschi, Präsidentin der Pfarrwahlkommission, Pilatusstrasse 36, 5737 Menziken, 062 771 38 37, gautschi.kva@gmx.ch

**Reformierte
Kirchgemeinde
Buchs-Rohr**

Für eine Kirche mit Zukunft!

Die Reformierte Kirchgemeinde Buchs-Rohr liegt in der Agglomeration Aarau und hat circa 3300 Mitglieder. Wir sind eine Kirchgemeinde, die bedürfnisorientiert ist und ihren Mitgliedern Offenheit (Reden Sie mit!), Wurzeln (Wachsen Sie mit!) und Flügel (Gestalten Sie mit!) bieten will.

Zur Verstärkung unseres Teams suchen wir per sofort oder nach Vereinbarung eine/n

Jugendarbeiterin oder Jugendarbeiter 50%

Wir suchen eine initiative und tolerante Persönlichkeit. Sie sind ein/e empathische/r Teamplayer/in und vertreten eine offene landeskirchliche Haltung.

Jugendliche liegen Ihnen besonders am Herzen. Sie möchten diese in ihren Glaubens- und Lebensfragen begleiten und unterstützen und gemeinsam mit den Jugendlichen die Zukunft der Kirche gestalten.

Zu Ihren Aufgaben gehört die Führung und Weiterentwicklung der bestehenden Jugendarbeit sowie die Erarbeitung und Durchführung neuer Angebote für Jugendliche (Jugendtreff, Lager usw.). Es erwartet Sie ein vielseitiges Arbeitsgebiet mit Gestaltungsspielraum. Sie arbeiten in einem Team von 4 Pfarrpersonen und weiteren Mitarbeitenden und werden nach den Richtlinien der Reformierten Landeskirche Aargau angestellt.

Sie verfügen über eine Ausbildung als Jugendarbeiter/-in, Sozialdiakon/-in o.ä. oder sind in einer berufsbegleitenden Ausbildung.

Interessiert? Möchten Sie mehr über uns erfahren? Wir freuen uns darauf Sie kennenzulernen! Gerne erwarten wir Ihre Bewerbung bis am 30. Juni 2013 an folgende Adresse: Reformierte Kirchgemeinde Buchs-Rohr, Ressort Jugend, Postweg 3, 5033 Buchs oder buchs.rohr@ag.ref.ch

Für Fragen stehen gerne zur Verfügung:
Dr. Roland Bialek, Präsident Kirchenpflege
Telefon 062 824 57 11
Pfrn. Kathrin Bichsel, Ressort Jugend
Telefon 062 822 32 34



Öffentliche Sitzung der Synode

Mittwoch, 5. Juni, ab 9.15 Uhr in Aarau, Grossratsaal

Die Synode ist das Parlament der Reformierten Landeskirche mit ca. 180 von den Kirchgemeinden gewählten Mitgliedern. Die halbjährlichen Sitzungen der Synode sind öffentlich. Gäste sind dazu herzlich eingeladen.

Die wichtigsten Traktanden am 5. Juni:

- Jahresbericht 2012
- Jahresrechnungen 2012 der Zentralkasse der Landeskirche, des Tagungshauses Rügel, der Heimgärten Aarau und Brugg und der Zeitung «reformiert.» Aargau
- Besoldungsindex 2014
- Befristete Aufstockung des Stellenplans der Landeskirchlichen Dienste
- Umwandlung der ökumenischen Projektstellen Polizeiseelsorge und Gefängnisseelsorge in feste Stellen
- Erneuerung Hardware der IT-Infrastruktur der Landeskirchlichen Dienste
- Teilrevision von verschiedenen Erlassen der Landeskirche (SRLA)
- Verkauf der Liegenschaft Augustin-Keller-Strasse 1 in Aarau an die Reformierte Kirchgemeinde Aarau

Die Synode beginnt mit einem Gottesdienst um 8.15 Uhr in der ref. Stadtkirche Aarau.

Weitere Informationen und Synodeunterlagen: www.ref-ag.ch/synode

Synode

Hier könnte Ihr Inserat stehen!

Ein Inserat dieser Grösse kostet Fr. 370.-. Damit erreichen Sie 109 291 Leser im Kanton Aargau. Ihr Ansprechpartner: Kömedia AG
Telefon 071 226 92 92
info@koedia.ch



BERGFRÜHLING GENIESSEN
8.-15. und 15.-22. Juni 2013
7 Nächte mit Halbpension
Alpenblumenwanderung und
Frühlingsspaziergang
für Fr. 890.- (statt 995.-)
pro Person im Balkonzimmer



HOTEL BELLA LUI
Seit 1930. Partner Swiss Historic Hotels

Hotel Bella Lui 1930 | Route Totzet 8 | 3963 Crans-Montana | Telefon 027 481 31 14 | www.bellalui.ch

Goodwill

Im Kleinen Grosses bewirken Ihre Spende schlägt Wurzeln.



Spenden Sie 25 Franken:
SMS an 2525 mit Text
SPENDE 25, danke.

HEKS

TELEFON • CHAT • MAIL

Tel 143
Die Dargestellte Hand
www.143.ch
PC 60-324928-2

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 4./2013

ATHEISTISCHER PFARRER. Ein Pfarrer pfeift aufs Amen und wirbelt Staub auf

AUSGEZEICHNET

Ich lese gerade die kritisierenden Leserbriefe zum Artikel über Pfarrer Klaas Hendrikse. Ich fand den Artikel ausgezeichnet. Es freut mich, dass Sie über Andersdenkende berichten – gerade deswegen liebe ich Ihre Zeitung. Es ist eigentlich die einzige, die ich von vorne bis hinten lese. Auch die letzte Ausgabe war wieder sehr interessant. Bitte weiter so.

SUSANN KUTTLER, NEUENHOF

BERÜHREND

Angesichts der vielen negativen Rückmeldungen zum Artikel über Klaas Hendrikse muss ich nachträglich einen Kontrapunkt setzen. Der Artikel berührt sehr viele offene Fragen, die mich selbst bewegen. Und so geht es vermutlich vielen anderen. Ich danke Ihnen, dass Sie die Auseinandersetzung mit dem Glauben ermöglichen und auch andere und vielleicht unbequeme Standpunkte zu Wort kommen lassen. So wie mit den Pfingstlern in der aktuellen Ausgabe. Denn gerade darin besteht für mich eine der Stärken der reformierten Kirche.

TOM STEINER, RHEINFELDEN

REFLEXIV

Nachdem die Redaktion einige Kritik zur Reportage über den niederländischen Pfarrer Klaas Hendrikse einstecken musste, erlaube ich mir, der Redaktion ein Kompliment zu machen. Mich machte diese Reportage neugierig, weil darin Dinge über den Glauben zu lesen waren, die mich irritierten. Aus diesem Grund habe ich das Büchlein von Hendrikse gekauft. Das ist eine spannende, zuweilen auch verwirrende Lektüre. Ich frage mich, was die Leserbriefschreiber so in Rage gebracht hat? Aus meiner Sicht tun wir Reformierten gut daran, uns auch mit Standpunkten zum Glauben auseinanderzusetzen, die nicht den gängigen Denkmustern entsprechen. Nur aufgrund von Auseinandersetzung gelingt es, das Profil des eigenen Glaubens zu schärfen – und nicht mit reflexhafter Abwehr.

FELIX MAURER, KELLERAMT

WAGEMUTIG

Es war zu erwarten, dass konservative Leser sich über die Aprilausgabe ärgern würden. Mich hat



Klaas Hendrikse verärgert.

der wagemutige Vorstoss von «reformiert.» sehr gefreut. Im Gegensatz zu dogmatischen Interpretationen bedeutet «reformiert»: im Denken auf Bewegung hin, auf Veränderungen ausserhalb festgefahrener Routine. Das Überdenken des Gottesbegriffs in einer Zeit der globalen Suche nach neuen Wegen hat nichts mit Verirrung zu tun. Nur wer sich bewegt, hat Zukunft. Selbst heute geschieht immer noch Mord, Verfolgung und Ächtung im Namen des eigenen Gottes. Der institutionalisierte Gott wird von seinen Vertretern missbraucht. Den Gottesbegriff einzusetzen, um den Glaubensmarkt zu beherrschen oder zu verteidigen, kann intellektuell kaum befriedigen. Die Frage nach dem Grundsätzlichen muss erlaubt sein, ohne als Heide verschrien zu werden. Der Gottesbegriff ist, wie die Zen-Buddhisten sagen, ein Koan: eine logisch unerklärliche Logik.

HEINZ WASER, SEENGEN

STOLZ

Ich bin stolz, dass in unserer Landeskirche jeder Pfarrer frei ist, die Bibel zu interpretieren. Für mich ist sie ein von Menschen formulierter Versuch, das Leben zu erklären, eine Interpretation aus vergangenen Zeiten. Ob das Evangelium wörtlich interpretiert dem modernen Menschen zumutbar ist, beantworten die Austrittszahlen aus der reformierten Kirche. Ich habe nicht vor auszutreten, weil ich mich in meiner Interpretation frei fühle. Für mich ist Gott kein personalisierbares Gegenüber, sondern etwas, das sich zwischen Menschen ereignen kann, wie sich Hendrikse ausdrückt. Christus war ein aussergewöhnlicher Mensch, so wie andere auch: Buddha, Mohammed usw. Hendrikse hat seine Thesen nach intensivem Studium alter Schriften und anderer Publikationen verschiedener Theologen formuliert. Wie ist die reformier-

te Kirche entstanden? Weil Luther, Zwingli, Calvin und andere die Interpretation der Bibel durch die katholische Kirche infrage stellten. Warum soll das Infragestellen nicht weiterhin Tradition bleiben?

BRIGITTE ARNOLD, LENZBURG

OFFEN

Glaubensfragen geben uns zu denken. Das ist gut. Dass man anders glaubt und auslegt als Hendrikse und Halfbas, auch. Wer aber zwischen einem «bibeltreuen» und einem «modernen Pfarrer, der eigentlich gar nicht wirklich an Gott glaubt», unterscheidet, hat erstens Hendrikse Aussage nicht gelesen: «Ich glaube nicht, dass es Gott gibt, ich glaube aber an Gott.» Glauben heisst vertrauen. Auch ich vertraue nicht einer Existenz Gottes, sondern seiner Gegenwart, die ich täglich erlebe. Zweitens liest, wer Liberale einem modernen Trend zuordnet, die Bibel oberflächlich. Jesus war liberal und traditionskritisch. Er brachte die Freiheit des Glaubens und prophetische Strömungen aufs Tapet. Auch Hendrikse ruft uns den kirchlichen Liberalismus in Erinnerung, der im 19. und 20. Jahrhundert nicht nur Kirchen zu füllen vermochte, sondern den Glauben glaubhaft machte. Indem «reformiert.» Kritik zur Sprache bringt, bietet es andere christliche Ansichten an. Uns sollte bewusst sein, dass stures Beharren auf Glaubensansichten schadet. Denn Kirche ist nichts anderes als Sie und ich: Menschen mit verschiedenen Gotteserfahrungen, die sie, hoffentlich weiterhin ohne Zensur, zur Sprache bringen dürfen und sollen.

WERNER LAUBI, AARAU

REFORMIERT. 5./2013

MIGRATION. Kirchenbund warnt vor mehr Bootsflüchtlingen

UNMENSCHLICH

Für mich ist es nicht nachvollziehbar, dass die EVP und die Schweizerische Evangelische Allianz das unchristliche Asylgesetz unterstützen. Wollen wir die Flüchtlingspolitik während des Zweiten Weltkriegs mit populistischen «Boot ist voll»-Parolen wiederholen? Können wir dies vor unserem Gewissen verantworten? Machen wir uns nicht mit-schuldig am Leid vieler Bedrohter und verwerfen wir am 9. Juni die herzlose Revision des Asylgesetzes!

MARTIN A. LIECHTI, MAUR ZH

ÄNGSTLICH

Es müsste ein Aufschrei durchs Land gehen: Macht dieser Fremdenfeindlichkeit in unserem Land ein Ende! Wir reichen Schweizer haben Angst vor den wenigen Tausend Flüchtlingen, die auf einer Botschaft gerettet werden könnten. Und die am schlimmsten Gefährdeten aus Syrien und Eritrea haben nicht einmal eine Schweizer Botschaft im Land, bei der sie um Asyl bitten könnten. Lager und Ausgrenzung öffnen der Willkür in den bereits bewilligten Testverfahren Tür und Tor. Ich erwarte von der Kirche eine klare und mutige Stellungnahme gegen diese Verschärfungen.

MARGRIT DIETERLE, INTERNET-FORUM

IHRE MEINUNG INTERESSIERT UNS. Schreiben Sie an: redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg

Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

AGENDA

VERANSTALTUNGEN

Konzert. Tango und Gospel – passt das zusammen? Der Chor The Spirits lädt zum temperamentvollen Abschlusskonzert des Brugger Stadtfestes mit Musik, Gesang und Tanz ein. Leitung: Thomas A. Friedrich.

2. Juni, 16.00. reformierte Stadtkirche Brugg. www.thespirits.ch

Mittelalter-Musik. Das Mittelalter-Ensemble Dagma spielt in der Reihe Abendmusik in der Stadtkirche Brugg Lieder um den Schweizer Minnesänger Heinrich von Laufenburg und instrumentale Werke aus dem 15. Jahrhundert. **8. Juni, 20.00.** reformierte Stadtkirche Brugg. www.reformiertbrugg.ch

Stadtrundgang in Baden. Die Aargauische Evangelische Frauenhilfe lädt zu einem Stadtrundgang unter dem Titel «Die Kraft der Frauen – Geschichten von Frauen, die Baden bewegten», mit anschließender Besichtigung des Pro-Filia-Wohnhauses für junge Frauen. **12. Juni, 14.00.** Treffpunkt Info Baden, Bahnhofplatz. Anmeldung bis 30. Mai unter Tel. 062 824 45 44 oder geschaeftsstelle@frauenhilfe-ag.ch. Kosten: 25 Franken, inklusive Kaffee und Kuchen. www.frauenhilfe-ag.ch

Gehörlosengottesdienst. Der reformierte Gehörlosengottesdienst mit Pfrn. Anita Kohler findet am **16. Juni, 14.30.** im Bullingerhaus, Jurastrasse 13, in Aarau statt. Anschließend gibts Kaffee und Kuchen.

Tanzen. In der Jahresmitte, am Tag der Sonnenwend, werden im Tanz die Schöpfung und das Leben gefeiert, zur Musik der Gruppe Merakia. **21. Juni, ab 16.30 bis 21.30.** in der Aula des Tagungshauses Rügel oder im Park. Kosten: 30 Franken inklusive Essen, 20 Franken ohne Essen. Anmeldung unter www.ruegel.ch oder Telefon 062 838 00 10.

Barfussdisco. Der Abend beginnt mit dem Sitzen in der Stille, geht weiter mit der Lesung mystischer Texte und führt in den Tanz mit Weltmusik über Oldies bis zu den Hits der Gegenwart. Es können auch nur einzelne Teile besucht werden. **28. Juni, Meditation 19.30, Lesung mystischer Texte 20.00, Tanz ab 20.30.**

TIPP



Dorothee Sölle

FILM

Eine moderne Mystikerin

Die vor zehn Jahren verstorbene evangelische Theologin Dorothee Sölle war nicht nur bekannt für ihr politisches und feministisches Engagement, sondern beschäftigte sich als Dichterin auch zeitlebens mit den Texten der grossen Mystiker. In seinem Film «Mystik und Widerstand» begibt sich der deutsche Regisseur Rüdiger Sünner auf eine filmische Reise auf den Spuren einer bedeutenden Frau.

MYSTIK UND WIDERSTAND. Film von Rüdiger Sünner. Deutschland, 2013. DVD. Fr. 21.90.

Tagungshaus Rügel, Seengen. www.ruegel.ch

Meditativer Gottesdienst. Gelesene Bibelworte bei sich anklängen lassen, aufmerksam hinhören und Stille erleben – das sind die Elemente des meditativen Gottesdienstes unter der Leitung von Pfarrer Johannes Siebermann, Verena Schütz und Robert Keller. **30. Juni, 18.00.** reformierte Kirche Wohlen. www.ref-wohlen.ch

Familien- und Generationenwoche. Eltern und ihre Kinder, Grosseltern und ihre Enkel, Göttin und ihre Patenkinder, aber auch Einzelpersonen sind eingeladen, während der Sommerferien vier Tage mit Vollpension auf dem Rügel zu verbringen und an einem attraktiven Programm teilzunehmen. **15. Juli ab 15.00, bis 19. Juli, 16.00.** Tagungshaus Rügel. Auskunft und Anmeldung unter christian.haertli@ref-aargau.ch oder Tel. 062 838 00 26. www.ref-aargau.ch

TV UND RADIO

Eine Gärtnerei muss weichen. Die Gärtnerei Freitag in Opfikon muss der Grossüberbauung Glattpark weichen. Das Milliardenprojekt am Stadtrand ist für Investoren eine Goldgrube, für Ursi Freitag und Beat Waldvogel aber das verlorene Land. «DOK» begleitet die beiden bei ihrem Abschied und dokumentiert den Bau eines völlig neuen Stadtteils. **30. Mai, 20.05, SRF 1**

Religion und Homosexualität. Kommt die Schöpfungsordnung durcheinander, wenn Männer Männer lieben? Woher rührt die Aggression gegen gleichgeschlechtliche Liebe gerade bei religiösen Menschen? Auf der Suche nach kulturellen Wurzeln der Homophobie. **2. Juni, 8.30, Radio SRF 2 Kultur**

Verschwundene Frauen. Maria Magdalena, einst wichtigste Jüngerin Jesu, wurde als Propagandafigur der katholischen Kirche missbraucht. Lydia, die erste Christin Europas, geriet fast 2000 Jahre lang in Vergessenheit. Die Dokumentation versucht, Frauen als vergessene Säulen des Christentums wieder sichtbar zu machen. **2. Juni, 10.15, Fernsehen SRF 1**

Würdiges Sterben. Ob aktive Sterbehilfe, begleitetes Suizid oder Förderung der Palliativmedizin: Die Debatte wird immer vielschichtiger geführt. Ein Dokumentarfilm von Dominique Gros schildert den Umgang mit dem Thema in der Schweiz, Frankreich und Belgien. **11. Juni, 20.15 Arte**

Vom Mörder zum Pastor. 1999 wurde in Eschede ein Mann von zwei Skinheads zu Tode geprügelt. Einer der beiden Täter ist heute, mit 29 Jahren, ein anderer Mensch geworden. Nach fünf Jahren Jugendstrafe hat er begonnen, Theologie zu studieren. **21. Juni, 12.00 3sat**

Jesus im Koran. Jesus wird auch im Koran erwähnt. Dort ist er aber nicht der Sohn Gottes. Für Muslime ist er zwar ein wichtiger Prophet, der durchaus sehr geschätzt wird. Doch er ist ganz Mensch. Das führt bis heute zu Kontroversen zwischen den Religionsgemeinschaften – vor allem rund um die Trinitätslehre. **23. Juni, 8.30, SRF 2 Kultur**

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann».

www.reformiert.info

Auflage: 714 331 Exemplare

Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen (Brugg), Samuel Geiser, Hans Herrmann, Rita Jost (Bern), Rita Gianelli, Reinhard Kramm (Chur), Christa Amstutz, Delf Bucher, Thomas Illi, Käthi Koenig, Felix Reich, Stefan Schneider, Sabine Schüpbach Ziegler (Zürich)

Blattmacher: Hans Herrmann

Layout: Susanne Kreuzer, Fränzi Wyss

Korrektur: Yvonne Schär

reformiert. Aargau

Auflage: 109 218 Exemplare (WEMF)

Herausgeberin:

Reformierte Landeskirche Aargau

Herausgeberkommission:

Urs Karlen, Präsident

Redaktion: Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 72, Fax 056 444 20 71, annegret.ruoff@reformiert.info

Verlag: Heinz Schmid, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 70, Fax 056 444 20 71, heinz.schmid@reformiert.info

Sekretariat: Barbara Wegmüller, Storchengasse 15, 5200 Brugg, Tel. 056 444 20 70 Fax 056 444 20 71, barbara.wegmueller@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen: Bei der eigenen Kirchgemeinde

Inserate: Kömedia AG, St. Gallen, Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93, info@koemedia.ch

Inserateschluss 7/13: 5. Juni 2013

Druck: Ringier Print AG Adligenswil



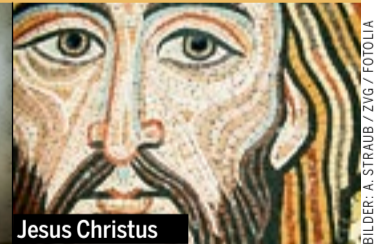
TIPPS



Mathias Morgenthaler



Anna Maria



Jesus Christus

BUCH

DEN MUT HABEN, ETWAS ANDERES ZU TUN

Ein Manager kündigt seinen Job und eröffnet einen Teeladen. Eine Putzfrau wird Immobilienmaklerin – Im Buch «Aussteigen – Umsteigen. Wege zwischen Job und Berufung» schreiben die Berner Mathias Morgenthaler und Marco Zaugg, wovon es abhängt, ob eine Veränderung gelingt.

AUSSTEIGEN – UMSTEIGEN. Mathias Morgenthaler/Marco Zaugg, Zytlodge 2013, 300 Seiten, Fr. 36.–

FILM

EXTREMISTIN DES GLAUBENS

In «Paradies: Glaube» untersucht der österreichische Filmemacher Ulrich Seidl, was es bedeutet, das Kreuz auf sich zu nehmen. Für die Protagonistin Anna Maria liegt das Paradies bei Jesus. Ihm weihet sie all ihr Tun und Sein und führt dabei vor allem eines vor: wie Glaube in Fanatismus umschlagen kann.

PARADIES: GLAUBE. 2012. Regie: Ulrich Seidl. Ab Mitte Mai in den Kinos.

RADIO

DIE KRIEGERISCHE SEITE VON JESUS

«Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.» Dieser Satz wird Jesus in den Evangelien in den Mund gelegt. Die Basler Neutestamentlerin Gabriella Gelardini hat das Markusevangelium nach Kriegsvokabeln durchforstet. In der Sendung «Perspektiven» berichtet sie vom militanten Christus.

PERSPEKTIVEN. 30. Juni, Radio SRF 2 Kultur, 8.30 Uhr



Vlado Stanculovic (links) und Petrit Tanushi sind am Flüchtlingstag tanzend auf politischer Mission

«Dance-BoooM» tanzt die Grenzen weg

PORTRÄT/ Petrit Tanushi und Vlado Stanculovic, der Kosovare und der Serbe, überwinden beim Tanzen Vorurteile.

Kurz vor zwölf Uhr samstags vor dem Eingang des Tanztrainingszentrums Emmenbrücke: Petrit Tanushi hat seine Briefträgertour hinter sich. Kippe im Mund, schwarzer Hut mit schmaler Krempe auf dem blonden Schopf, wartet Petrit, den seine Freunde Pete rufen, auf seinen Tanzpartner Vlado Stanculovic. Vlado und Pete sind Hip-Hop-Tänzer. Dazu passt Petes T-Shirt mit der Aufschrift «Dance-BoooM». Aus dem mittleren O ragt eine Lunte hervor.

EXPLODIERT. Wenn Pete den Tanzboden betritt, explodiert er förmlich, kommt sein Körper in Bewegung. Er tanzt für sein Leben gern, auch Vlado wird kurz nach seiner Ankunft sagen: «Tanzen, das ist das Leben.» Die Briefträgererei bringt beiden das Brot und das Tanzen den Fun fürs Leben. Vlados Grossmutter träumte sich wohl ihren Enkel einmal im weissen Ärztekittel, und auch Petes Eltern hatten sich andere Perspektiven für ihren Sohn ausgemalt. «Tanzen, das kommt ihnen zu weibisch vor», sagt Pete. Vlados Mutter ist aber nun doch stolz auf ihren Sohn.

Die beiden sind schliesslich Schweizer Streetdance-Meister 2012 geworden.

«Solange wir noch jung sind, sollten wir das machen, was uns am meisten Spass macht», sagt der 22-jährige Vlado und stopft die letzten Reste des Döner-Kebabs in den Mund. Jetzt betreten die vier anderen Hip-Hop-Tänzer aus Basel den Raum. Der Aufenthaltsraum in dem ganz in Weiss gehaltenen Tanzzentrum ähnelt einem Wartesaal. Die jungen Männer wirken hier etwas deplatziert. Nichts entspricht dem Hip-Hop-Klischee: keine zerbrochenen Fensterscheiben, weder Graffiti noch bröckelnde Fassaden. Hier ist die propere Schweiz.

ENTGRENZT. Und unter den Schweizer Hip-Hoppern hat auch das Wort «Schaffe» seinen Wert. «Tanzen ist Arbeit», sagt Vlado. Ohne Umschweife geht es in den Tanzraum. Sechs Tänzer verdoppeln sich im Spiegel. Vlado gibt die Bewegungen vor: rasante Drehungen und abrupte Stopps. Noch wummert kein Bass. Trockenübungen. Später muss jede Bewegung sitzen. Das Harte und das

Weiche, das Zackige und Geschmeidige zeichnen Vlados Choreografie aus. Ein Mix der Tanzstile ist Vlados und Petes Spezialität. Doch das Duo überschreitet nicht nur Stilgrenzen, sondern auch ethnisch definierte Markierungslinien. Vlado ist Serbe und Pete Kosovare. Über das binationale Duo runzelte so mancher in der Verwandtschaft die Stirn. «Für uns war das nie ein Problem», sagt Pete.

INGEBÜRGERT. Nun sind die beiden zum Kulturfest am Flüchtlingstag in Stans eingeladen. Natürlich wegen der Botschaft: Serbe und Kosovare tanzen friedlich miteinander. Eigentlich entspricht dies nicht ganz ihrem Selbstverständnis. Denn: «Wir sind Schweizer», sagt Pete. Auf dem Tanzparkett sind sie längst der nationalen Enge entkommen. Beide sind international, formulieren auf Twitter oder Youtube ihre Botschaften. So twittert Pete: «Jeder Mensch hat ein Recht auf Respekt.» Natürlich auf Englisch. Und das Ziel, der grosse Traum ihres Lebens, ist es, bei einer grossen Schau in den USA auftreten zu können. **DELFBUCHER**

TRENNENDE TANZSTILE

Petrit Tanushi und Vlado Stanculovic sind in den 1990er-Jahren, als Bürgerkrieg und Krise die ethnischen Vorurteile in Ex-Jugoslawien entfachten, als Flüchtlingskinder in die Schweiz gekommen. Getrennt hat sie erst nur eines: die Tanzstile. Vlado war Breakdancer und Pete Freestyler. Heute mixen sie die Stile und zeigen auch im Internet ihr Können.

YOUTUBE. Unzählige Videos finden sich unter den Namen der beiden Hip-Hopper.

GRETCHENFRAGE

SARAH GALATIOTO, BERGSTEIGERIN

«Glauben hat Ähnlichkeiten mit Bergsteigen»

Frau Galatioto, wie habens Sies mit der Religion?

Glauben hat Ähnlichkeiten mit Bergsteigen: Man sucht sicheren Halt, Schritt für Schritt, geht ruhig voran, mit Blick Richtung Gipfel. Oben angelangt, fühlt man sich oft dem Himmel ein Stück näher.

Näher als im Unterland?

Wenn ich im Morgengrauen durch ein abgelegenes Tälchen den Berg hinaufsteige, die Sonne langsam aufgeht und der Tag erwacht, wenn ich dann auf dem Gipfel ankomme, wo eine grosse Ruhe herrscht, dann empfinde ich ein starkes Freiheits- und Glücksgefühl – fern von allem Getriebe und Wichtigem «drunten». Das erlebe ich als ein Stück heile Welt – nur mit dem Minimum im Rucksack ausgerüstet, ohne den ganzen Schnickschnack, von dem wir glauben, «unten» nicht darauf verzichten zu können.

Geben Ihnen die Berge Kraft?

Berge sind für mich der Ort, wo ich aufatmen kann. Das gleichmässige, stundenlange Marschieren dem Gipfel zu hat für mich oft etwas Meditatives. Wenn ich von einer Bergtour zurückkomme, bin ich wieder geerdet und näher bei mir.

Was kann man von den Bergen lernen?

Den Rhythmus im Einklang mit der Natur, fern jeglicher Hektik und Nervosität. Die Einsicht, als Mensch nur ein kleiner Teil der Natur zu sein – aber auch das Gefühl, nicht allein, sondern in etwas Grosseem aufgehoben zu sein. Und den Teamgeist: Seilschaften, die am Berg geknüpft werden, sind Freundschaften fürs Leben, die uns Bergsteiger tragen und stützen.

Und wie haben Sies mit der Kirche?

Wir sind mit der Kirche aufgewachsen, in Röttenbach im Emmental. Ganz normal. Mit Taufe, Sonntagsschule und Konfirmation im Würzbrunnkirchlein, dieser sehr speziellen, sehr ländlichen, mit Schindeln bedeckten Kirche, die man von den Gotthelf-Filmen her kennt. Dieses Kirchlein ist ein ganz wichtiger familiärer Ort für mich – samt dem Friedhof, auf dem unser früh verstorbener Vater beerdigt ist. **INTERVIEW: SAMUEL GEISER**



SARAH GALATIOTO, 33

präsidiert seit 2012 die Sektion Bern des Schweizerischen Alpenclubs (SAC), der heuer sein 150-Jahr-Jubiläum feiert. Die Sektion Bern ist mit rund 5500 Mitgliedern eine der schweizerweit grössten.

CARTOON CHRISTA

JÜRIG KÜHNI



VERANSTALTUNG

AUSSTELLUNG

GROSSMÜNSTER ZEIGT GEGENWARTSKUNST

Mit «Kunst in der Krypta» lanciert das Zürcher Grossmünster eine Plattform für zeitgenössische Kunst. Jährlich wird ein Kunstschaffender eingeladen, für die Krypta eine Arbeit zu realisieren. Den Anfang macht der in New York lebende Schweizer Bruno Jakob (*1954) mit seiner Ausstellung «The Touch (Forbidden Pictures)». Sein Werk basiert auf Malerei, die allerdings nicht notwendigerweise sichtbar sein muss, um real zu sein. Jakob experimentiert mit ungewöhnlichen Mal-

mitteln auf Papier, Leinwand oder Stein, anstelle von Pigmenten benutzt er Dunst und Dampf, aber auch Gerüche und Gehirnwellen. Mit seinem Beharren auf dem Verborgenen eröffnet der Künstler dem Betrachter Möglichkeiten einer eigenen Bildproduktion. Es geht nicht um geheimnisvoll Unerklärliches sondern um die Erkenntnis, dass sich Bilder durch ihre Betrachtung verändern.

«KUNST IN DER KRYPTA». Ausstellung von Bruno Jakob. 1. bis 30. Juni, Grossmünster, Zürich. 31. Mai, 18 Uhr: Vernissage mit einer Performance des Künstlers. 19. Juni, 19.30 Uhr, Podiumsdiskussion zum Thema «Was hat Kunst in der Kirche verloren?». www.grossmuenster.ch